Expedition in Amerika: B. HERDER, 19, South fifth Street, St. Louis, Mo.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 5. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75, postfrei. Mai 1875.

Aus dem Orient.

4. Katholische Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten in und bei Jerusalem.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß demjenigen, der zum ersten Male Palästina besucht, an den dortigen Christen, sowohl an den Katholiken als ganz besonders an den Schismatikern, gar manche Schatten auffallen werden. Wo fehlt es denn heute an solchen Schatten? Wenden wir unsere Augen daher nicht gerade auf sie, sondern blicken wir vielmehr zu eigener Freude und zu eigener Ermuthigung auf die Lichtseiten, an denen es doch den orientalischen Christen durchaus nicht fehlt. Wo fände sich ein festerer und unerschütterlicherer Glaube, als bei den Katholiken des heiligen Landes und Syriens? Wen erbauten nicht die mit Andächtigen gefüllten Kirchen der Maroniten, unirten Griechen, unirten Armenier u. s. w.? Wer sähe nicht mit Freuden die aufrichtige Anhänglichkeit der Katholiken an ihre Priester und ihre ungeheuchelte Verehrung derselben? Der Priester ist unter den Katholiken des Orients noch das, was er überall sein sollte: der Rathgeber, die Zuflucht, der Trost, der väterlich helfende Freund, ja zuweilen — was nicht immer nachahmenswerth — sogar der allgemeine Nährvater der ganzen Gemeinde. Das arme Franziskanerkloster in Jerusalem theilt mit seinen armen Pfarrkindern jedes ihm zugewandte Almosen seiner Wohlthäter; diese unbegrenzte Liebe hat — wer wollte es läugnen? — einzelne Übelstände im Gefolge, allein der scheinbar berechtigte Tadel dürfte bei näherer Kenntniß der Verhältnisse wohl verstummen. Dazu kommt, daß diese Ordensgenossenschaft als Muster treuer Beobachtung der Ordensregeln sowie eines wahrhaft ascetischen Lebens durchaus nur das wahre Wohl der ihrer Obsorge anvertrauten Seelen sucht. Ein Gleiches gilt von den übrigen religiösen und klösterlichen Anstalten des Landes. Wenn trotzdem noch Lücken in der Fürsorge für die geistigen Bedürfnisse der Bevölkerung, namentlich in Bezug auf die Erziehung und den Unterricht, sich fühlbar machen, so liegt die Schuld einzig in den aus früheren Zeiten überkommenen Einrichtungen und Beschränkungen, welche die in der katholischen Kirche vorhandenen Kräfte nicht zur Entfaltung gelangen lassen. Indessen ist in neuerer Zeit jene Schranke schon vielfach durchbrochen; sobald sie ganz gefallen, wird auch die letzte Lücke gefüllt werden können. Was in den letzten dreißig Jahren geschah, läßt die besten Hoffnungen für die Zukunft fassen; ein wenngleich ganz flüchtiger Blick auf die jetzt bereits bestehenden Anstalten für die katholische Mission wird uns zeigen, wie begründet diese Hoffnung ist.

Wenn von den religiösen Verhältnissen der orientalischen Christen die Rede ist, dürfte man erwarten, daß vor Allem jenes Mannes gedacht würde, welcher während eines Vierteljahrhunderts mit ebenso ausgezeichneter Kenntniß, Erfahrung und Energie als mit dem entschiedensten Erfolge die katholische Kirche in Palästina regiert hat; wir meinen den am 6. December 1872 verstorbenen Patriarchen von Jerusalem, Msgr. Joseph Valerga. Indessen würde eine bloße Erwähnung seiner mannigfachen Schöpfungen den Anforderungen der Gerechtigkeit wenig entsprechen; eine gerechte Würdigung seiner

Verdienste würde aber, wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes, die Grenzen unserer Rundschau überschreiten. Zudem könnte dieselbe nichts Neues enthalten, da die katholische Presse sich mit der Thätigkeit und dem Wirken dieses hervorragenden Kirchenfürsten während seines Lebens und nach seinem Tode sehr eingehend beschäftigt hat.

[Weil unsern Lesern die Persönlichkeit des verstorbenen Prälaten weniger bekannt sein dürfte, wird der geehrte Herr Verfasser uns erlauben, die von ihm gelassene Lücke durch einige biographische Data zu ergänzen. Joseph Valerga wurde am 9. April 1813 zu Loano in der Diözese Albenga im Piemontesischen geboren; er war das fünfte von sechzehn Kindern, mit denen die Ehe seiner Eltern gesegnet war und von denen vier in den geistlichen Stand traten, zwei zur bischöflichen Würde gelangten. Nachdem er seine Studien theils im Seminar von Albenga, theils an der Sapienza zu Rom vollendet hatte, wurde er am 17. December 1836 zum Priester geweiht und sofort bei der Propaganda als Interpret für die orientalische Abtheilung beschäftigt. Allein er sehnte sich nach einem Wirkungskreis, der seinem Seeleneifer reichere Nahrung darbot; er fand ihn, indem er im September 1841 den zum apostolischen Vikar von Aleppo und Delegaten von Mesopotamien ernannten Msgr. Villardel in den Orient begleitete, als dessen Generalvikar in Begleitung des ehrw. P. Riccadona S. J. die ganze Delegatur bereiste und sich endlich bei den Dominikanern in Mossul als Missionär niederließ. Hier wirkte er trotz vielfacher Schwierigkeiten und trotz einer Verfolgung, in der er gefährlich verwundet wurde, mit solchem Erfolg, daß er die Augen des Präfekten der Propaganda auf sich zog; als es sich daher im Jahre 1847 darum handelte, den altehrwürdigen Bischofsitz des hl. Jakobus in Jerusalem wieder aufzurichten, erschien der noch junge Missionär als die geeignetste Persönlichkeit für diese schwere Aufgabe. Am 4. October 1847 wurde Msgr. Joseph Valerga als Patriarch von Jerusalem präconisirt, im Januar 1848 hielt er seinen feierlichen Einzug in Jerusalem, wo seit den Tagen der Kreuzzüge kein katholischer Bischof mehr residirt hatte. Alles mußte neu geschaffen werden. Bei seiner Ankunft fand er im heiligen Lande etwas über 4000 Katholiken, die sich um die Klöster der Franziskaner gesammelt hatten; von katholischen Schulen waren erst Anfänge vorhanden, andere katholische Anstalten fehlten. Wenn wir gleich die verschiedenen jetzt bestehenden Anstalten aufzählen hören, so wissen wir, daß sie dem ausgezeichneten Prälaten entweder ihren Ursprung oder ihre Förderung und Blüthe verdanken. Außerdem wurden von ihm im eigentlichen Palästina neun Pfarreien gegründet, nachdem er theils selbst, theils durch die von ihm berufenen oder unter seiner Leitung herangebildeten Priester viele schismatische Griechen zur wahren Kirche zurückgeführt hatte. Mit gleichem Eifer wirkte er als apostolischer Delegat in Syrien, und die Fortschritte, welche die Unirten der verschiedenen Riten in den letzten Jahren gemacht, sind großentheils der Thätigkeit des Patriarchen von Jerusalem zuzuschreiben. Welche bedeutende Rolle Msgr. Valerga auf dem Concil spielte, ist noch in Aller Gedächtniß. Von Rom in sein Patriarchat zurückgekehrt, hatte er noch die Freude, die von ihm begonnene herrliche Patriarchalkirche in Jerusalem einzuweihen und so dem wieder aufgerichteten Bisthum eine prächtige Kathedrale zu hinterlassen. Nach kurzer Krankheit starb er am 6. December 1872; zum Nachfolger wurde ernannt Msgr. Vincenz Bracco, welchen Msgr. Valerga früher aus Italien berufen und zuerst zum Oberen des Patriarchalseminars von Beit-Dschala, später zu seinem Generalvikar und Coadjutor ernannt hatte, und welcher im Geiste seines Vorgängers gegenwärtig eine bedeutende Thätigkeit in Palästina entwickelt.]



Msgr. Joseph Valerga, Patriarch von Jerusalem. († 6. Dec. 1872.)

Gehen wir jetzt ohne längere Einleitung zur Aufzählung der hauptsächlichsten katholischen Anstalten über. Lange hatte die protestantische Propaganda in Jerusalem einen gefährlichen Einfluß auf den weiblichen Theil der katholischen Gemeinde ausgeübt, der durch Armuth genöthigt war, bei den Protestanten in Dienst zu treten. Diesem Übelstande wird jetzt mit großem Erfolg durch eine von dem sehr eifrigen Pfarrer von St. Salvator, einem Franziskaner, gegründete Anstalt für arme arbeitlose Mädchen entgegengetreten. Sie versammeln sich in der Frühe zu gemeinsamem Gottesdienste in der Pfarrkirche, sind während des Tages unter der Aufsicht einiger Lehrerinnen in einem passenden Lokale beschäftigt und kehren Abends in ihre Familien zurück; jenen, die keine näheren Verwandten mehr haben, gewährt die Anstalt auch Aufnahme für die Nacht. Unterricht in der Religion, in Handarbeiten und allen andern für das gewöhnliche Leben nöthigen Gegenständen wird von den hierzu berufenen arabischen Lehrerinnen ertheilt. Für ihre Arbeit erhalten sie Kost und anständige Kleidung von der Anstalt; bei größerem Fleiße können sie sogar noch sonst etwas verdienen. Dem längst schwer gefühlten Bedürfnisse eines solchen Institutes entsprach der allgemeine Beifall, mit dem sein Entstehen von der katholischen Gemeinde begrüßt wurde. Leider erlaubt der Mangel an Mitteln hier, wie in so vielen ähnlichen Fällen, dem würdigen Pfarrer nicht, die Anstalt so zu erweitern, daß er allen Gesuchen um Aufnahme willfahren kann. Bisher gestatteten weder das zur Verfügung stehende Lokal noch die disponibeln Mittel, mehr als zwanzig aufzunehmen, und wie viele sehnen sich mit schmerzlichem Verlangen nach einer Erweiterung der Anstalt, um selbst auch Aufnahme zu finden!

Für Knaben besteht eine ähnliche Einrichtung im St. Salvatorkloster schon seit vielen Jahren. Beinahe regelmäßig unterhält das Kloster gegen dreißig Jünglinge, die es dem vagabundirenden Leben entrissen hat, um sie irgend ein Handwerk lernen zu lassen und sie so zu nützlichen Bürgern heranzubilden. Beinahe alle geschickten Handwerker Jerusalems sind aus dieser Anstalt hervorgegangen. Ganz verschieden davon sind die Ele-

mentarschulen, welche ebenfalls das St. Salvatorkloster unterhält; von fünf Lehrern werden in denselben durchschnittlich 170 Knaben unterrichtet, von denen die meisten außer dem Arabischen auch das Italienische lernen, einige auch zu den höheren Studien angeleitet werden. Wir wollen hier gleich anfügen, daß die Franziskaner mit allen ihren Klöstern im hl. Lande, in Ägypten und in Syrien Knabenschulen verbunden haben, in welchen sie etwa 800 Kinder erziehen.

Ein großes Verdienst um die Katholiken des hl. Landes hat sich der Kanonikus Dom Antonio Belloni durch die Errichtung eines Waisenhauses in Bethlehem erworben. Die Errichtung einer solchen Anstalt war immer ein Bedürfniß gewesen; seitdem aber die protestantische Mission in der im vorigen Artikel angedeuteten Weise ihre Thätigkeit entfaltete und ausbreitete, war sie eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden, da das Hauptaugenmerk der protestantischen Waisenhäuser eben auf katholische Waisen gerichtet war und es somit galt, die gefährdeten Seelen gegen die Verführer nach Möglichkeit zu schützen. Leider fehlt der Anstalt des hochw. Herrn Belloni, wie fast allen katholischen Instituten des Orientes, ein gesichertes Einkommen, und auf lokale Unterstützung ist gar nicht zu rechnen wegen der Dürftigkeit der katholischen Bevölkerung Palästina's. Daher hängt denn die Existenz auch dieses Institutes einzig von der Theilnahme der europäischen Glaubensgenossen und namentlich der Missionsvereine ab; allein diese Hilfe ist ihrer Natur nach stets eine precaire. Der Scharfblick und die Erfahrung des verstorbenen Patriarchen Valerga zeigten diesem erleuchteten Kirchenfürsten die großen Vortheile einer durch Stiftungen gesicherten Unabhängigkeit religiöser Anstalten und bestimmten ihn zum Ankauf ziemlich ausgedehnter Ländereien für den Unterhalt des lateinischen Patriarchensitzes von Jerusalem. Der Anstalt des Dom Belloni sollte ihre Bewirthschaftung anvertraut und so diese zu einer Ackerbauschule umgestaltet werden. Eine ebenso schöne Anerkennung erhielt der Gründer dieser Anstalt durch ein päpstliches Breve vom 14. Juli 1874, durch welches demselben neben einer Ermunterung zugleich mehrere geistlichen Gnaden verliehen wurden.

[Es ist hier wohl der Ort, durch einige Ergänzungen zum Vorstehenden unser in der vorigen Nummer gegebenes Versprechen zu lösen. Die Gründung des Waisenhauses zu Bethlehem fällt in das Jahr 1863. Dom Belloni hatte bis dahin theils als Professor im Patriarchalseminar theils als Seelsorger im sogen. Dorfe der Hirten der katholischen Sache bereits große Dienste geleistet, als sein Seeleneifer auf das traurige Loos der katholischen Knaben aufmerksam wurde, die aus Mangel an katholischen Anstalten dem Protestantismus anheimfielen. Sein Entschluß war bald gefaßt und im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung miethete er — obgleich ganz mittellos — in Bethlehem eine arme Hütte, um hier ein katholisches Waisenhaus zu gründen; mit Genehmigung des hochw. Patriarchen von Valerga eröffnete er es mit einem einzigen Kinde. Allein seine Familie wuchs sehr rasch heran; von allen Seiten wurden ihm Kinder angemeldet, seine Mittel wuchsen aber nicht in gleichem Maßstabe und so konnte er nur die bedürftigsten aufnehmen. Im Jahre 1868 trat er eine Reise nach Europa an, um hier sich die nöthigen Hilfsquellen zu öffnen; wie so viele andere Missionäre wendete auch er sich an das katholische Belgien und nicht vergebens. In Brüssel bildete sich zur Unterstützung ein Herrencomité unter dem Vorsitz des Grafen Edgar de Beaulieu und ein Damencomité unter dem Vorsitz der Gräfin F. Van der Straeten-Ponthoz und Dank deren Eifer stiegen die Beiträge für das Waisenhaus im Jahre 1873 auf die Summe von 49,689 Franken, während zugleich auch der Verein vom hl. Grabe in Köln die Anstalt unter seinen besondern Schutz nahm und mit reichen Almosen bedachte. So konnte in Bethlehem anstatt der gemietheten Hütte ein gut gelegenes Grundstück gekauft und darauf ein passendes Gebäude aufgeführt werden, in welchem gegenwärtig bereits 55 arme Knaben Erziehung und Unterhalt finden. Anfangs hatte Dom Belloni die Heranbildung seiner Waisen zu Handwerkern im Auge gehabt, allein die große Armuth der Bevölkerung, die nur wenig Geräthschaften braucht, lehrte ihn bald, daß er nothwendig noch ein anderes Ziel daneben ins Auge fassen müsse, nämlich die Heranbildung der Knaben zu Ackerbauern. Dazu fehlte es aber an Ländereien. Jedoch die Vorsehung half auch hier. Der englische Convertit Marquis of Bute bot dem eifrigen Missionär die Summe von 10,000 Franken an, für welche er, halbwegs zwischen Jerusalem und Jaffa, ein allerdings wüste und unbebaut liegendes Grundstück von fast 3 Stunden Umfang ankaufen konnte. Im Jahre 1872 legte er nun hier den Grundstein zu seinem Ackerbauinstitut, indem er von vierzehn schon mehr erwachsenen Waisen unter Aufsicht eines Priesters und unter Leitung einiger aus Italien herübergekommener Bauern die Cultivirung eines Stückes jenes großen Grundbesitzes in Angriff nehmen ließ, einen andern Theil aber an einige europäische Katholiken verpachtete, um so ein neues Dorf in Beit-Dschamel — so heißt die neue Niederlassung — zu gründen. Möge es dem unternehmenden Missionär nur nicht an den Hilfsmitteln fehlen, um seine neugegründeten Anstalten zur Blüthe zu führen.]



Msgr. Anton Pluyen, apost. Delegat von Constantinopel.
(† 13. Januar 1874.)

In schönster, lebendigster Entwicklung, ja wir dürfen sagen, in vollster Blüthe befinden sich bereits zwei Bildungsanstalten für Mädchen, beide unter der Leitung der Schwestern U. L. Fr. von Sion[1]; wir meinen das Eccehomo-Kloster in Jerusalem

[1] Nähere Nachrichten über die Congregation der Schwestern von U. L. Fr. von Sion findet der Leser in einer im vorigen Jahre erschienenen Broschüre: Notice sur la Congrégation des Re-

und dessen Filiale in St. Johann in der Wüste (Ain Karim). Die Thätigkeit dieser jungen Congregation, einer Schöpfung der beiden von der Synagoge zur Kirche übergetretenen Brüder Theodor und Alphons Maria Ratisbonne, ist eine ungemein segensreiche.

Die zwei erwähnten Häuser stehen unter der speciellen Leitung des durch die Erscheinung der allerseligsten Jungfrau begnadigten und bekehrten jüngeren Bruders Alphons Maria. Auf der Stelle eines Complexes türkischer Häuser errichtete er eine herrliche Kirche und die ausgedehnten Gebäulichkeiten für ein mehrere hundert Zöglinge fassendes Pensionat und für eine Tag=

Eccehomo=Kloster und Waisenhaus.

ligieuses de Notre Dame de Sion. (Paris, Ad. Lainé, Rue des Saints-Pères 19, 1874.) Die Gründung des Ordens steht in nächster Verbindung mit der in Folge einer Erscheinung der Mutter Gottes erfolgten wunderbaren Bekehrung des Israeliten Alphons Ratisbonne zum katholischen Glauben. (20. Januar 1842.)

Der erste Gedanke des jungen Neophyten war, sich selbst ganz der Bekehrung seiner früheren Glaubensgenossen zu widmen und Alles aufzubieten, um die verblendeten Augen der Israeliten dem Lichte der Wahrheit zu erschließen. Er theilte diesen Gedanken seinem schon früher bekehrten und in den Priesterstand eingetretenen Bruder, dem hochw. Abbé Theodor Ratisbonne, mit und beschwor denselben, ein Haus zu gründen, in welchem jüdische Kinder zum Christenthum erzogen werden könnten. Merkwürdiger Weise wurde gerade am nämlichen Tage Abbé Th. Ratisbonne von einer auf dem Todesbette liegenden jüdischen Dame gebeten, die Erziehung ihrer zwei Töchter zu übernehmen. Im Mai 1843 wurde der Grundstein zu der neuen Congregation gelegt, welche sich die Erziehung jüdischer Neophytinnen zum Zwecke setzte. Allein das Vertrauen, das man ihr von allen Seiten bewies, bewog sie, diesen Zweck und ihren Wirkungskreis zu erweitern, indem sie Erziehungsanstalten für christliche Töchter aller Stände gründete und durch diese sich die nothwendigen Mittel für ihre Katechumenate und Waisenhäuser verschaffte. Gegenwärtig besitzt die Congregation nicht nur mehrere blühende Anstalten in Frankreich, sondern auch in England hat sie festen Fuß gefaßt. Hier haben wir jedoch mehr hinzuweisen auf die in den Missionsgebieten von ihr gegründeten Anstalten. Schon bald nachdem die Schwestern von Sion das oben erwähnte Eccehomo=Kloster gegründet hatten, wurde ihnen vom Generalobern der Lazaristen die Übernahme des von den Vincentinerinnen in Constantinopel gegründeten Pensionates angeboten. Die kleine Anstalt hat sich unter ihren geschickten Händen so entwickelt, daß sie gegenwärtig mehr als 200 Pensionärinnen der reicheren Familien Pera's erzieht und außerdem noch eine Armenschule mit mehr als hundert Kindern unterhält. Diese Anstalt war dem letzten apostolischen Vikar von Constantinopel, Msgr. Anton Joseph Pluym (geb. 15. Oct. 1808 zu Rotterdam, gest. den 13. Jan. 1874 zu Constantinopel) ganz besonders werth, so zwar, daß er nicht nur die Gastfreundschaft der Anstalt beinahe anderthalb Jahr in Anspruch nahm, als die große Feuersbrunst von 1870 seinen erzbischöflichen Palast zerstört hatte, sondern er wollte auch, daß sein Herz in der Kapelle der Schwestern von Sion seine letzte Ruhestätte finde. Auf seine Veranlassung mußten die Schwestern auch auf dem gegenüberliegenden Ufer des Bosporus zu Chalcedon (Kadiköi) eine neue Anstalt gründen, die auch zu großer Blüthe gelangte. Nicht weniger wichtig sind die 3 Häuser, welche die Congregation in der Moldau besitzt, das Katechumenat und das Pensionat in Jassy, sowie das Pensionat von Galacz. Gerade diese Häuser werden um so segensreicher wirken, je weniger bisher in der Türkei und ihren Schutzstaaten für die Erziehung des weiblichen Geschlechtes geschehen war. Mit der Congregation U. L. Fr. von Sion steht bekanntlich auch der bereits über die ganze Welt verbreitete „Verein christlicher Mütter“ in Verbindung. A. d. R.



Ain Karim oder St. Johann in der Wüste.

schule, die beinahe ebensoviele Schülerinnen zählt. Beim Abbruch der alten türkischen Häuser kam ein großer Theil des früher vermauerten Eccehomo-Bogens zu Tage, und es zeigte sich, daß derselbe ursprünglich ein triumphbogenartiges Portal, als Eingang zu einem hier gelegenen Forum, zugleich aber auch eine Brückenverbindung mit dem ehemaligen Prätorium, oberhalb der unten durchlaufenden späteren Via dolorosa gebildet habe. Dieser nun freigewordene Bogen befindet sich jetzt großentheils in der Kirche, als Rückwand des Hochaltars. Die topographischen und architektonischen Beweise für die Echtheit dieses Heiligthums, auf dem der Heiland dem Volke zur Verspottung preisgegeben wurde, anzuführen, gestattet uns weder Raum noch Zeit. Viele der Klosterfrauen von Sion gehörten früher der Synagoge an und verdanken ihre Bekehrung nächst der göttlichen Gnade dem Glaubenseifer der beiden apostolischen Brüder. Auch mehrere deutsche Schwestern — darunter solche aus alten aristokratischen Familien — befinden sich unter ihnen. Ganz besonders aber hervorzuheben ist, daß die Anwesenheit europäischer Schwestern im Orient auch dort bereits viele Berufe geweckt hat und daß alle im Orient vertretenen Orden schon eine nicht unbedeutende Anzahl orientalischer Glieder aufnehmen konnten. Unter den Zöglingen im Eccehomo-Kloster finden wir gleichfalls die verschiedensten europäischen und asiatischen Typen mit ihrer eigenthümlichen Gesichtsbildung und ihrer mannigfaltigen Abstufung der Farben vom Weiß bis zum Schwarz. Deutsche, Französinnen, Italienerinnen, Griechinnen, Jüdinnen, Türkinnen, Abyssinerinnen, Maronitinnen, Negerinnen u. s. f. bilden ein ebenso lebendiges als interessantes Mosaikgemälde. Doch sind Erziehung und Unterricht ausschließlich katholisch, obgleich die Kinder von Haus aus nicht alle der Kirche angehören, ja viele nicht getauft sind. Daß sogar der gegenwärtige Pascha von Jerusalem seine Töchter den Schwestern von Sion zur Erziehung anvertraut hat, beweist die hohe Achtung und das Vertrauen, welches diese Anstalten genießen. Die Aussicht von der großen Terrasse des Eccehomo-Klosters bietet sicher eines der hinreißendsten Panoramas des Orientes. Vor und unter uns, nach der einen Seite die Burg Antonia, dann die weite Tempelarea mit der goldkuppeligen Omarmoschee und der siebenschiffigen El Aksa, der ehemaligen Muttergottes-Basilika Justinians, nach der andern das mächtige Amphitheater von Bezetha und Akra und das Tyropoion, darüber die Burg Davids und der Berg Sion mit allen seinen Kuppeln, Thürmen und Minarets, das ganze Wunderbild begrenzt vom Ölberge, von den Gebirgen von Juda und von Moab und dem Mons Scopus, welch ein Anblick! Welch' historisches Riesengemälde einer Völkergeschichte von mehr als viertausend Jahren entrollt sich hier dem Auge des Geistes, vom Opfer Abrahams auf Moriah bis zum heutigen Tage! Welch' furchtbares und doch tröstliches Zeugniß des Zornes, der Barmherzigkeit und der Langmuth des Allerhöchsten, welcher hier sein auserwähltes Volk mit Wohlthaten überhäufte, durch den Mund der Propheten ermahnte, durch Drohungen und Strafen zu gewinnen suchte, bis er seinen geliebten Sohn als Sühnopfer für die Sünden der Undankbaren dort drüben, wo sich jetzt die neue Kuppel erhebt, am Kreuze sterben ließ!

Österreichisches Hospiz.

St. Annakirche.

Die Filiale dieses Klosters in Ain Karim oder (wie der Ort bei den Christen gewöhnlich heißt, da nach der Legende der hl. Johannes der Täufer hier seine Geburtsstätte und seine Heimath hatte) St. Johann in der Wüste ist ein wahres Juwel in materiellem, wie in geistigem Sinne. Eingetreten in die Pforte der hohen Umgebungsmauer empfängt uns ein wahrer Paradiesesgarten mit der üppigen Fülle eines reichen Blumenflors, mit prächtigen, schwerbeladenen Orangen-, Citronen-, Mandel-, Granat-, Aprikosen-, Oliven-, Feigen- und allen möglichen europäischen Obstbäumen, mit üppig grünenden und reichtragenden Gartenfeldern — Alles gehalten und gepflegt von der fleißigen Hand der frommen Klosterfrauen. In Mitte

dieses paradiesischen Gartens steht das Kloster selbst mit den zu seinen Zwecken nöthigen Räumen. Im obern Theil des Gartens ladet uns eine Kapelle mit einer schönen Marmorstatue der ewig reinen Himmelskönigin zur Verehrung der gnadenreichen Beschützerin dieser Pflanzstätte des Fleißes und der Frömmigkeit ein, die ganz in der Nähe hier einst beim Besuche der hl. Elisabeth das Magnificat sprach. Etwa 60 junge Mädchen werden hier erzogen, in der Stadt gegen hundert. Platz wäre hier schon für mehr, wenn nur die Mittel zum Unterhalt vorhanden wären.

[Diese Notizen wollen wir durch einige Mittheilungen aus einem neuen Briefe der ehrw. Oberin der beiden Häuser ergänzen. „Unsere beiden Häuser U. L. Fr. von Sion hier in Jerusalem und in St. Johann im Gebirge fahren fort, sich den armen Kindern des Landes zu öffnen; die Mehrzahl ist zwar aus Jerusalem und Umgegend, aber es kömmt uns eine nicht kleine Anzahl auch aus dem Libanon, aus Beirut, Damaskus und sogar aus Aleppo. In Eccehomo haben wir mehr als hundert Interne und wir würden mehr aufnehmen können, wenn wir gehörig unterstützt würden. Die Erziehung, die wir ihnen ertheilen, ist eine sehr einfache; täglich mehrere Stunden sind die Kinder mit Nähen und Flicken beschäftigt, die Haushaltungsarbeiten, die Küche, die Wäsche u. s. w. nehmen andere Stunden in Anspruch. Daneben werden sie auch täglich von einer der eingeborenen Nonnen im Arabischen unterrichtet und täglich ist eine Stunde für das Französische angesetzt. Der Katechismus wird ihnen von den Patres Franziskanern erklärt. Zu St. Johann ist das Haus in seinen Verhältnissen noch beschränkt; geräumige Bauten, zu welchen wir schon vor mehr als zehn Jahren die Fundamente legten, müssen wegen Mangels an Hilfsmitteln unvollendet liegen bleiben."]

Wie sehr wäre zu wünschen, daß Abbé Ratisbonne, durch dessen unermüdliche Thätigkeit und unter dessen umsichtiger Leitung diese beiden Anstalten entstanden sind und zu ihrer jetzigen Bedeutung heranwuchsen, für ein ferneres Unternehmen, das der Abhilfe eines wahren Bedürfnisses entsprechen würde, die nöthige Unterstützung fände! Wir meinen die Errichtung einer Erziehungsanstalt für Knaben. Es könnte ein solches Unternehmen um so leichter ins Leben gerufen werden, da bereits eine Kirche und dazu gehörige Gebäulichkeiten zur Aufnahme einer solchen Anstalt bereit wären und nur einiger Ergänzungen bedürften. Es ist dieß die Kirche der hl. Anna, unfern des St. Stephanthores, französisches Staatseigenthum und seit 15 Jahren einer gründlichen Restauration unterworfen.

[Der hier ausgesprochene Wunsch des Verfassers ist seit seiner Rückkehr aus Palästina, wenngleich in etwas anderer Weise, in Erfüllung gegangen. Die jetzt ganz hergestellte St. Annakirche ist von der französischen Regierung, wenn wir nicht irren, dem Prämonstratenserorden übertragen worden. Es wird somit nach den Kreuzzügen zum ersten Male wieder ein anderer männlicher Orden neben den Franziskanern in Jerusalem festen Fuß fassen. Unterdessen aber hat P. Ratisbonne seinen vom Patriarchen, Msgr. Bracco, auf's Lebhafteste empfohlenen Plan ins Werk gesetzt und am 8. September 1874 eine Handwerker- und Ackerbauschule eröffnet. Unterstützt von einem schlesischen, einem tyroler und einem maronitischen Priester hat er bereits 30 Knaben gesammelt und ihre Zahl wird sich mehren, sobald die Mittel zum Unterhalte des jungen Unternehmens wachsen. Diese Anstalt des seeleneifrigen P. Ratisbonne für Erziehung der Knaben nebst der oben ausführlich behandelten des hochw. Belloni, die den gleichen Zweck verfolgt, verdienen vor Allem Unterstützung.]

Außer den Schwestern von Sion sind in Jerusalem und an verschiedenen andern Orten des hl. Landes auch die Schwestern vom hl. Joseph thätig. Sie haben in Jerusalem eine Töchterschule und ein kleines Spital.

Die Schwestern vom hl. Joseph waren in das hl. Land berufen worden, kurz bevor Msgr. Valerga den neu errichteten Patriarchalsitz wieder bestieg. Als der neue Patriarch nach Jerusalem kam, hatten die Schwestern gerade eine Schule für die bisher ganz verwaisten katholischen Mädchen errichtet. Seither haben sie ihre Thätigkeit bedeutend erweitert. In ihrer Schule von Jerusalem unterrichten sie gegen 200 Mädchen und ihr Hospital haben sie durch Hinzunahme der früher vom Patriarchalseminar eingenommenen Räumlichkeiten erweitern können. In Bethlehem lehren sie in 5 Schulen 240 Schülerinnen; in Jaffa 170, außerdem aber verwalten sie hier noch ein kleines Waisenhaus und zugleich nehmen sie junge Negermädchen auf, welche hier einige Zeit verweilen, bevor sie in Erziehungshäuser des kälteren Europa übersiedeln; in Ramleh ist in jüngster Zeit eine Schule von ihnen eröffnet worden, die bereits von 40 Schülerinnen, meistens Muhammedanerinnen und Schismatikerinnen — die Seelenzahl der Katholiken von Ramleh beträgt nicht einmal fünfzig — besucht wird. Ein bedeutendes Waisenhaus besitzt die Congregation in Saida, dem alten Sidon, sowie sie überhaupt im türkischen Reich von den weiblichen Orden wohl der verbreitetste ist.

Außer diesen Erziehungsanstalten ist noch das Patriarchalseminar zu erwähnen, das Msgr. Valerga unter den größten Opfern und Schwierigkeiten in Beit-Dschala, etwa zwei Stunden von Jerusalem, gegründet hat, und das unter Leitung von Weltpriestern steht. Bereits manche eifrige Priester sind aus demselben hervorgegangen und die Anstalt ist gegenwärtig schon im Stande, den Bedürfnissen des Patriarchates zu entsprechen.

Wenden wir unsere Augen von den katholischen Erziehungsanstalten auf die andern Wohlthätigkeitsanstalten, so erblicken wir ganz natürlich zuerst die für die Aufnahme von Pilgern aller Nationen und Confessionen bestimmte, weltbekannte Casa nuova, das Hospiz der Franziskaner, das in den letzten Jahren durch große Neubauten und Erneuerung der innern Einrichtung bedeutend gewonnen hat. Jeder fremde Pilger erhält hier 14 Tage lang Wohnung, Unterhalt, die aufmerksamste Pflege und wenn er dessen bedarf auch ärztlichen Beistand und Arznei — und das Alles unentgeltlich. Wünscht er länger zu bleiben, so bedarf es dazu — falls der Platz hinreicht — nur einer Bitte bei dem Obern. Man sollte glauben, jeder Bemittelte würde für alle die ihm gewordene Aufmerksamkeit und Pflege, deren materielle Kosten nur durch die aus Europa kommenden Almosen bestritten werden, sich der Anstalt durch eine entsprechende Gabe erkenntlich erzeigen; allein manche reiche Herren lassen sich einen Monat unentgeltlich unterhalten und machen wohl noch Ansprüche auf die pünktlichste und feinste Bedienung, ohne auch nur mit einem Worte ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Der Geist der aufopfernden Liebe und hundertjährige Erfahrung machen die Casa nuova zu einer Musteranstalt ihrer Art. Der Casa nuova entsprechen ähnliche Hospize in den andern Franziskanerklöstern des hl. Landes, so namentlich in Jaffa, Ramleh, Bethlehem, St. Johann und Nazareth. Trotz aller Verleumdungen, mit denen sie von Reisenden, welche ihre Gastfreundschaft monatelang in Anspruch nahmen, in Europa überschüttet werden, fahren sie ruhig fort, ihre Liebesaufgabe zu erfüllen. Jährlich nahmen sie so

etwa 10,000 Pilger in ihren verschiedenen Hospizen auf und die Bewirthungstage belaufen sich auf ungefähr 33,000.

Seit einer Reihe von Jahren besteht in Jerusalem auch ein österreichisches Pilgerhaus, das indessen in neuerer Zeit auch Nicht-Österreicher aufnimmt. Der großartige Bau erregte seiner Zeit große Aufmerksamkeit und gab die erste Anregung zu weiteren Bauten in und bei der Stadt. Diese Anstalt, eine Schöpfung des Kardinal-Erzbischofs von Wien, würde bei ihrer trefflichen Ausstattung, bei dem Eifer und der liebenswürdigen Aufmerksamkeit ihrer Localdirectoren und bei dem einflußreichen Schutze Österreichs bei Weitem mehr leisten können, litte sie nicht an gewissen unbegreiflichen Hindernissen und Mißständen in ihren Statuten, welche trotz ihrer am Tage liegenden übeln Folgen und trotzdem sie sogar die Existenz des Institutes gefährden dürften, bisher keine Abhilfe gefunden haben. Das größte dieser Grundübel besteht in der bis in die lächerlichsten Details gehenden Leitung und Bevormundung der Anstalt durch eine dirigirende Commission in Wien. Es ist dieses die nämliche bureaukratische Manier, welche sich früher einbildete, die Armeen von der k. k. Hof- und Kriegskanzlei aus commandiren zu können. Ferner werden die Directoren alle zwei Jahre gewechselt; junge Priester, welche gänzlich unbekannt sind mit den Verhältnissen, der Sprache, den Sitten, dem Klima u. s. w. des ihnen ganz fremden Landes, welchen auch die Kenntnisse häuslicher und ökonomischer Verhältnisse meistens abgehen, befinden sich plötzlich an der Spitze einer großen Anstalt, deren Leitung auch einem Erfahrenen Verlegenheiten bereiten könnte. Schon die einfachste Erfahrung zeigt mit unwiderleglicher Evidenz, daß nur eine religiöse Genossenschaft, durch welche die Succession in der Leitung gesichert wird und ein System traditioneller Erfahrung sich ausbilden kann, hinreichende Bürgschaft für das Gedeihen derselben zu bieten vermag. Möchte man sich von dieser Wahrheit, die von allen Freunden des österreichischen Pilgerhauses anerkannt wird, auch an der höchsten Stelle der Direction dieses mit so schöner Intention und so großen Opfern gegründeten Institutes überzeugen! Möge man beherzigen, daß Schwächen katholischer Anstalten in diesem Lande mehr als in einem andern nachtheilig auf die Gesammtlage der Kirche einwirken[1]!

Nun erübrigt noch die kurze Erwähnung eines Unternehmens auf dem Gebiete der christlichen Charitas, welches — wegen der Nothwendigkeit seiner Verwirklichung, der Reinheit der zu Grunde liegenden Absicht, der Opferwilligkeit und Beharrlichkeit in seiner Ausführung und den einstigen segensreichen Folgen für die Kirche im Orient — die wärmste Theilnahme und die freigebigste Unterstützung aller Katholiken verdient. Da man aber das Gedeihen einer jungen Pflanze mehr dadurch fördert, daß man sie bedeckt, als daß man sie zu früh dem Sonnenlicht aussetzt, gehen wir still an dem Jakobsthurm in Ephrata vorüber und rufen wir nur aus innerstem Herzensgrunde den reichsten Segen auf diese Anstalt und ihren Gründer herab. Möge ein zahlreiches Geschlecht glaubensstarker und opfermuthiger Ritter aus diesem vom Grafen Bernard von Caboga aus seinen Trümmern wieder erbauten Thurme Davids hervorgehen und möge das heilige Banner des Hospitaliter-Ordens vom hl. Johannes wiederum schützend und wohlthuend über diesen Ländern wehen, wie in den Glaubensjahren vergangener Jahrhunderte.

[Seitdem der Herr Verfasser vorstehende Zeilen schrieb, ist das nur dunkel angedeutete Werk schon so weit in die Öffentlichkeit getreten, daß wir unsern Lesern noch ein paar Worte darüber sagen müssen. Es handelt sich dabei um eine zeitgemäße Restauration des Malteserordens, welcher einst so Großes in der Vertheidigung des hl. Landes und der ganzen Christenheit gewirkt hat und welchem auch jetzt noch leicht eine seiner würdige Aufgabe im hl. Lande gefunden werden kann. Auf Anregung des Grafen Bernard von Caboga, k. k. österreichischen Generalconsuls in Jerusalem, hat der Orden beschlossen, wiederum Hospize in Palästina zu gründen — und zwar auf dem platten Lande, um daselbst Mittelpunkte zu bilden, um welche sich katholische Gemeinden bilden können. Kaiser Franz Joseph hat das Protektorat über diese neue Schöpfung übernommen. Am 8. September 1874 wurde nun zu Tantura beim sogen. Jakobsthurm, in der Nähe des sogen. Grabes der Rachel, auf dem Wege von Jerusalem nach Bethlehem, der Grundstein zur ersten Malteser-Ordenskirche gelegt, nachdem es dem Grafen Caboga gelungen war, bedeutende Ländereien hier anzukaufen, welche zur Errichtung einer Ackerbaukolonie hinreichen. Auch wir wünschen der jungen Kolonie fröhliches Gedeihen und hoffen, daß es bald gelingen werde, die zweite projectirte Niederlassung bei Jericho in Angriff zu nehmen. Das hl. Land braucht jetzt nicht mehr mit Lanze und Schwert, es muß aber durch die Ausbreitung der christlichen Lehre und der christlichen Civilisation erobert werden — eine würdige Aufgabe für den hochverdienten katholischen Orden des hl. Johannes von Jerusalem!] (Schluß folgt.)

P. Robert de' Nobili.

4. Die letzten Lebensjahre.

Wie oben bereits angegeben wurde, lag es im Plane des P. de' Nobili, in den Madura umgebenden Königreichen überall in ähnlicher Weise Christengemeinden zu gründen; in jeder Hauptstadt dieser zahlreichen indischen Fürstenthümer sollten christliches Leben und christliche Anschauung festen Fuß fassen und von diesem Mittelpunkte hinausstrahlen in die ganze Umgebung. Schon hatte er angefangen, Hand an dieses Unternehmen zu legen, als der Streit wegen der Malabarischen Gebräuche ihm Einhalt gebot und seine Thätigkeit auf zehn Jahre lähmte. Die Frage war 1623 zu seinen Gunsten entschieden und alsbald nahm er unermüdlich seinen Plan von Neuem auf. Mehrere Umstände wirkten zusammen, die dieses Missionswerk besonders wünschenswerth und rathsam erscheinen ließen. Es war zunächst leicht vorauszusehen, daß Verfolgungen nicht aus-

[1] Die Verantwortung für vorstehendes Urtheil über das österreichische Pilgerhaus müssen wir dem geehrten Verfasser allein überlassen. Wir haben bei unserem zweimaligen längeren Aufenthalte in Jerusalem so viele Liebe und Freundschaft von den damaligen Directoren des Hospizes erfahren, daß unser Urtheil kaum unparteiisch ausfallen dürfte. Wir glaubten jedoch, die Kritik des Herrn Verfassers nicht unterdrücken zu dürfen, da sie ja bloß im Interesse des Hauses selbst und der katholischen Kirche abgegeben wurde und das Urtheil eines so erfahrenen Mannes immer die höchste Berücksichtigung verdient. R. C.

bleiben würden. Wo war je eine Mission ohne Verfolgung gewesen und sollten Satan und seine Diener sich so leichten Kaufes aus ihrem bisher unbestrittenen Besitzthum vertreiben lassen? Bei der politischen Zersplitterung Indiens aber und den zahlreichen, mehr oder minder unabhängigen und sich befehdenden Königen und Fürsten konnte die Verfolgung immer nur eine theilweise sein, man konnte also, wenn überall Missionsstationen sich befanden, um so leichter einem vorübergehenden Sturme trotzen oder ausweichen. Ferner liegt auf der Hand, wie sehr es dem Ansehen des Christenthums und seinem moralischen Einflusse förderlich sein mußte, wenn alle umliegenden Reiche blühende Christengemeinden zählten, und schließlich fand P. de' Nobili in Madura selbst nicht mehr jene bahnbrechende und umfassende Thätigkeit, die allein seinem großartig angelegten und energischen Geiste genügen konnte. Man kann es nicht in Abrede stellen, der langwierige Streit hatte die vorher so allgemeine Bewegung und den mächtigen Drang der madurensischen Brahminen zum Christenthume hin in etwa gelähmt, sollte nicht durch die Christianisirung der Umgegend dieser Drang den höchsten Kasten von Madura neuerdings vermittelt werden können?

P. Vico, der Stellvertreter unseres Missionärs in Madura, zeichnet uns das Bild der neuen apostolischen Reisen und Unternehmungen des P. Robert. Seine erste Station war, so un-



Das Patriarchal-Seminar von Beit-Dschala.

gefähr schreibt er, Tiruchirapally[1]. Die Stadt war eben in großer Aufregung und man rüstete sich zum Kriege. P. de' Nobili begnügte sich daher, die Grundlagen zu der später herrlich blühenden Christengemeinde zu legen, und begab sich weiter nordwärts nach Sandamangalam, der Hauptstadt des Gebietes von Ramasandra, der dem Könige von Madura tributpflichtig war. Ein feierlicher Empfang ward ihm zu Theil. Er begab sich mit seiner gewöhnlichen Begleitung zum Palaste des Fürsten.

Obgleich der Fürst ihm allsogleich einen Bauplatz zu einer Kirche anbot, so hielt es P. de' Nobili doch für besser, zuerst im Gebiete von Selam, der Hauptstadt eines mächtigeren Fürsten, eine Christengemeinde zu gründen. Selam liegt noch mehr nach Norden, 30 Meilen von Tritschinopoli und 60 von Madura. Dorthin also lenkte der Missionär seine Schritte. Doch nicht überall sollte ihm ein ehrenvoller Empfang zu Theil werden, und gleich hier in Selam konnte er diese Erfahrung machen. Kein Mensch wollte ihm nur ein Obdach gewähren, „wir haben Gurus und Götter die Hülle und Fülle," erwiederte man ihm, „wir brauchen keine neuen." Er mußte in einer verfallenen, allen Unbilden der Witterung zugänglichen Hütte Zuflucht suchen;

[1] So schreiben stets die Missionäre aus jener Zeit. Heutzutage ist in Europa wenigstens die Schreibweise Trichinopoly (oder Tritschinopoli) allein gebräuchlich.

vierzig Tage weilte er daselbst und zog sich durch den ungesunden Aufenthaltsort eine Krankheit zu; den Schmerzen derselben gesellte sich noch die Wahrnehmung bei, daß alle Klassen der Bevölkerung, durch falsche Nachrichten über ihn aufgebracht, nur Verachtung und Widerwillen an den Tag legten. Das war aber gerade für unseren muthigen Kämpfer ein Grund mehr, treu auf diesem Posten auszuharren. Und Gott lohnte seinen Starkmuth. Gerade hier, wo er so verachtet ankam, machte er bald zahlreiche Bekehrungen; darunter befand sich auch der Bruder des Fürsten von Sandamangalam nebst seiner Familie. Noch mehrmals wechselten im Leben des Missionärs diese Gegensätze des ehrenvollsten Empfanges und der wegwerfenden Geringschätzung und Verachtung ab; auch die Gründung der Gemeinde von Morramangalam konnte er nur nach vielen Leiden und Verdemüthigungen bewerkstelligen. Ferner brachen von jetzt an über alle Christengemeinden, wie es bei der immer steigenden Wuth der Götzenpriester nicht anders zu erwarten war, von Zeit zu Zeit heftige Verfolgungen aus. Doch der Muth und die Standhaftigkeit der jungen Christen entschädigten die Missionäre, den P. de' Nobili, Vico und Martinez — letzterer war seit 1625 ihnen beigegeben worden — reichlichst für die ausgestandenen Beschwerden und entflammte ihren Eifer nur um so mehr.

Zu den Leiden und Drangsalen der häufigen Verfolgungen gesellten sich für P. de' Nobili noch viele körperliche Leiden, die ihn die letzten zwanzig Jahre seiner Missionsthätigkeit arg heimsuchten. Nicht ohne Rührung liest man seinen Brief an P. General Mutius Vitteleschi vom Jahre 1638:

„Ich werde mich nicht," schreibt er, „über den Zustand unserer Mission verbreiten; unser Herr nimmt mir diese Obliegenheit ab, indem er mein Augenlicht so abnehmen und schwach werden läßt, daß ich nicht mehr eigenhändig schreiben kann. Uebrigens unterzieht sich P. Emmanuel Martinez mit Freuden dieser Aufgabe. Ich will Ew. Hochwürden nur zwei Worte sagen: erstens, unsere Mission nimmt von Tag zu Tag größere Ausdehnung an und liefert immer zuverlässigere Unterpfänder dessen, was man von ihr zur größeren Ehre Gottes erwarten kann, zweitens haben wir eine tüchtige Verstärkung und Vermehrung der Arbeitskräfte für die Mission dringend vonnöthen, soll das Werk voran gefördert oder auch nur vor dem Rückgang bewahrt werden. P. Vico und ich sind so ziemlich am Ende unserer Laufbahn angelangt, nicht bloß in Anbetracht des Alters, sondern auch der zahlreichen und schweren Krankheiten, mit denen Gott der Herr in seiner Güte uns heimsucht und dabei uns die Hoffnung gibt, daß wir bald mit ihm uns der ewigen Ruhe erfreuen werden. Wir hoffen auf diese Gnade durch die Fürbitte der seligsten Jungfrau und all' unserer Schutzheiligen, sowie durch die Gebete von Ew. Hochwürden und die all' der Patres und Brüder der Gesellschaft, deren Kinder zu sein wir das Glück haben.

Ew. Hochwürden weiß, mit welch' dringlichen Bitten ich beständig seit so vielen Jahren Sie angefleht und beschworen habe, uns zahlreiche Mitarbeiter zu senden. Ich weiß wohl, daß ich den geringen Erfolg meiner Bitten meinen Sünden zuschreiben muß; aber trotz meiner Unwürdigkeit wiederhole ich nochmals mein Bitten und Flehen und beschwöre Sie, mit dieser Mission Mitleid zu haben. Sie ist ja durch so viele Gründe die Ihrige; Ihnen und Ihren Sorgen verdanken wir den günstigen Entscheid der großen Streitfrage, die uns so lange in Betrübniß versetzte, Ihnen und Ihrer Liebe schulden wir die Mittel des Unterhaltes für diese Mission in einem Augenblick, wo unsere Patres schon aus gänzlichem Mangel an Hilfsquellen von dem gänzlichen Aufgeben dieser Mission sprachen. Deßwegen, Hochwürdiger Pater, setzen Sie, ohne Rücksicht auf meine Fehler zu nehmen, Ihren bisherigen Wohlthaten die Krone auf und nehmen Sie die Bitte, die ich bei der Liebe Jesu an Sie richte, gnädig auf, schicken Sie uns fünf Missionäre, die vom Geiste der Gesellschaft ganz durchdrungen sind."

Nicht zufrieden, in dieser Weise für seine geliebte Mission zu bitten, wußte er auch sonst in den Herzen seiner Mitbrüder für das beschwerliche und opferreiche Leben in Madura Begeisterung zu erwecken. Er begab sich selbst nach Cotschin und seine ganze Erscheinung, die Spuren und Merkmale der 32jährigen Leiden, Mühsale und Entbehrungen, sein begeistertes Wort und seine flammende Liebe für das arme Volk der Inder entzündeten in Allen die Sehnsucht und das Verlangen, an der Seite eines solchen Helden und Kämpfers die Schlachten Gottes zu schlagen. Auch eine andere Angelegenheit beschäftigte noch den apostolischen Mann. Er hatte sich zwar ganz der Bekehrung der höheren Kasten gewidmet, dabei aber die niedrigeren, die Armen, nicht vergessen. Überall hatte er als leitenden Grundsatz seinen Neubekehrten die Wahrheit eingeprägt, daß das Christenthum für Alle sei, daß Alle durch das Blut Christi erkauft und Alle zur Theilnahme am Reiche Gottes hier auf Erden und dort in der Ewigkeit bestimmt und eingeladen seien. Hiedurch hatte er zugleich der Bekehrung der niederen Klassen Vorschub geleistet und er hoffte, allgemach eine Annäherung und Ausgleichung der Kastenunterschiede anzubahnen. Die Bewegung zum Christenthume hin, die die höheren Schichten der Gesellschaft ergriffen, mußte zugleich eine heilsame Anregung und einen überaus günstigen Eindruck auf die unteren Kasten ausüben, das Christenthum erschien dadurch in den Augen der heidnischen Sudras und Parias als etwas Großes und Begehrenswerthes. Und wirklich haben die Missionäre auch diesen moralischen Einfluß und die Früchte desselben kennen und schätzen gelernt. So schrieb z. B. P. Martinez: „Die Bekehrungen in den unteren Kasten kommen zum großen Theil auf die Rechnung des moralischen Eindruckes, den der Anblick einer Religion macht, die von Brahminen gepredigt und geübt wird." P. de' Nobili hat also schon in dieser Hinsicht sich auch um die Bekehrung der gewöhnlichen Volksschichten Verdienste erworben. Allein das genügte seinem Eifer nicht. Auch den Parias wollte er Apostel werden. Wie oft mischte er sich — im Geheimen freilich, unbemerkt, im Dunkel der Nacht eben wegen der Kastenvorurtheile — unter die Christen der unteren Volksklassen und predigte ihnen und spendete die hl. Sacramente, unterrichtete und taufte ihre Katechumenen!

Dasselbe thaten auch die übrigen Brahminenmissionäre. Allein diese Art der Thätigkeit konnte, abgesehen von der Gefahr, die sie für den Bestand der ganzen Mission mit sich brachte, nur vorübergehend sein und daher dem Eifer des apostolischen Mannes nicht genügen. Zudem hatten gerade außerhalb Madura's zahlreiche Mitglieder der niederen Kasten mit Begierde das dargebotene Heil ergriffen. Im Einklang mit dem Erzbischof und dem Provinzial traf daher P. de' Nobili die segensreiche Einrichtung, die sich auch in der Folgezeit glänzend bewährte, daß außer den Missionären, die den Rang und Namen der Saniassis annahmen, noch andere die Kleidung und den Namen von Pandaram-Suamis, von Lehrern zweiter Ordnung tragen sollten. Sie hatten dieselbe strenge und abgetödtete Lebensweise, wie die Saniassis, zu beobachten, konnten aber, ohne sich und ihrer Würde etwas zu vergeben, öffentlich mit den Parias verkehren und diese unterrichten. In rein religiösen (nicht in bürgerlichen) Dingen durften sie selbst mit

Brahminen verkehren, obgleich sie natürlich bei diesen geringeres Ansehen genossen. Ein Theil der Missionäre von Madura ergriff nun diesen Stand und arbeitete mit Erfolg an der Christianisirung des eigentlichen Volkes, so um diese Zeit die PP. Balthasar da Costa und Emmanuel Alvarez, während P. de' Nobili für den 1638 verstorbenen P. Vico den P. Sebastian da Maya erhielt. Leider sind aus diesem ganzen Zeitabschnitt nicht viele Briefe der Missionäre erhalten; die übrig gebliebenen zeigen, daß oft auf mehreren Punkten zugleich heftige Verfolgungen entbrannten. Heftig war die 1640 zu Madura ausgebrochene. Ein Heide hatte die Tochter eines Christen zur Ehe verlangt. Der Vater weigerte sich, seine Tochter an einen Heiden zu verehelichen. Ergrimmt hierüber schwor dieser Rache. Er verband sich mit den Götzenpriestern und diese wußten mit Hilfe des Günstlings des Königs einen Verhaftbefehl für die Missionäre zu erwirken. P. de' Nobili und seine Gefährten wurden in Madura gefangen genommen, ihre Kirche vollständig geplündert und alle Kirchensachen und heiligen Gegenstände auf einen Haufen zusammengetragen. Die beiden Gefangenen mußten Zeugen dieser Entehrung sein. Da theilte P. Maya dem P. de' Nobili, der das Augenlicht fast verloren hatte und nicht wußte, was um ihn vorging, das Geschehene mit. Dieser erhob sich in majestätischer Haltung und drohte den Soldaten in gebieterischem Tone mit dem Zorne des Himmels. Das ernste Wort that seine Wirkung. Furcht und heilige Scheu ergriff die Soldaten und sie berührten die heiligen Gegenstände nur mit Ehrfurcht. Die Missionäre aber hatten eine lange und leidensreiche Einkerkerung durchzumachen. Soweit uns die spärlichen Nachrichten Aufschluß geben, waren sie mit geringer Unterbrechung bis Ende 1642 im Kerker, und auch da konnten sie ihre frühere Kirche und Wohnung nicht mehr in Besitz nehmen, mußten sich vielmehr mit einer elenden Hütte begnügen. Die Standhaftigkeit der Christen war bewundernswerth und die Zahl der Katechumenen trotz aller äußeren Bedrängnisse im Zunehmen begriffen. Im Jahre 1644 gelang es dem P. de' Nobili, den Quälereien und Verfolgungen in verschiedenen Städten dadurch Einhalt zu thun, daß er vom König in Madura die ausdrückliche Erlaubniß zur Verkündigung des Evangeliums erwirkte. Der König war ein begeisterter Liebhaber der Musik. Man ließ eine Orgel und verschiedene Instrumente von Cotschin kommen, welche dann den Patres die günstigste Aufnahme beim König verschafften. Er wollte sich auch von der Wissenschaft des vielgerühmten Saniassi (P. de' Nobili) überzeugen; und er gerieth ganz in Erstaunen, als er denselben hintereinander ganz fließend und elegant telingisch, tamulisch und Sanskrit sprechen hörte. Der Pater beschwerte sich auch über die ungerechten Plackereien. Als der König deren Urheber wissen wollte, weigerte sich P. de' Nobili, Namen zu nennen, da das christliche Gesetz Verzeihung und Feindesliebe gebiete. Über eine solche Tugend erstaunt, erlaubte ihnen der König, frei zu predigen und gab Befehl, ihnen all' das Ihrige zurückzustellen. Das brachte wieder Ruhe für einige Zeit.

Einen Zweig der Thätigkeit des Missionärs müssen wir noch erwähnen, durch den er der Mission von Madura ebenfalls große Dienste leistete. Es ist die Abfassung religiöser Bücher in der Landessprache. Er ist der Schöpfer einer ganzen einheimischen christlichen Literatur geworden. Die Reinheit und Eleganz seiner Sprache wurde von den Indern selbst bewundert. P. Proenza zählt seine Werke auf und wir wollen sie in Kürze anführen, um auch von dieser Seite einen Einblick in das Thatenreiche seines apostolischen Lebens zu gewinnen. Wenn er von Leiden und Krankheit so heimgesucht war, daß er den Missionsarbeiten nicht nachgehen konnte, dann verwandte er seine schmerzensvolle Muße auf die Abfassung von Büchern, die den Missionären sowohl als den Christen die besten Dienste leisteten und die Kenntniß des Christenthums unter den gelehrten Heiden anbahnten.

Seine hauptsächlichsten Werke sind: 1. Candam, ein großes Werk über die christliche Lehre in vier großen Bänden, es bildet eine vollständige Theologie; 2. ein Abriß dieses Werkes nebst einer Beigabe von 32 ausführlichen Betrachtungen; 3. Attumanireianam, von der Wissenschaft der Seele; es behandelt in hoher Schreibweise alle philosophischen Fragen über Ursprung, Natur, Würde und Ziel der Seele und bekämpft namentlich die Seelenwanderung; 4. Tutschanaadikkaram, Widerlegung der Verläumdungen; es widerlegt die Anklagen gegen das Christenthum und deckt dabei die Abscheulichkeit und Verwerflichkeit des Heidenthums auf; 5. Die Zeichen der Wahrheit des Christenthums; es stellt deren zwölf auf und zeigt die innere Unwahrheit der heidnischen Sekten, denen alle Zeichen der Wahrheit fehlen.

Außerdem schrieb er noch mehrere ascetische Werke und eine Anleitung zur Vollkommenheit.

Besonderen Einfluß gewann er auf die Volksschichten durch Abfassung zahlreicher Lieder. Die Inder lieben den Gesang leidenschaftlich; eine Melodie, ein Lied kann sie fesseln und vor Freude und Theilnahme wie außer sich bringen; P. de' Nobili benützte diesen Zug ihres Charakters und verfaßte zahlreiche Lieder über Gottes Wesen und Eigenschaften, über das Leben und Leiden Jesu Christi und der seligsten Jungfrau. Ein Neophyt, der als Heide die Musik an einem Götzentempel geleitet hatte und ein Meister in seiner Kunst war, componirte meistens die Melodien dazu; P. de' Nobili selbst sang zum Entzücken der Inder, und seine Lieder verdrängten die heidnischen Gesänge und wurden für Viele die Brücke zum Christenthum.

Zwei und vierzig Jahre von 1606—1648 war er nun in der Mission von Madura thätig gewesen. Seine körperlichen Leiden hatten aber in letzter Zeit so überhand genommen, daß seine Oberen, um ihn der Mission noch länger zu erhalten, es für gut fanden, ihn in das wohlthuende Klima von Ceylon zur Herstellung seiner Gesundheit oder wenigstens zu einiger Erleichterung zu schicken. Er ward zum Oberen der Mission von Ceylon ernannt und begab sich nach dem Colleg von Dschaffna in Begleitung von vier bekehrten Brahminen, die ihm besonders zur Heidenbekehrung dienlich waren und denen er auch seine schriftstellerischen Arbeiten zu diktiren pflegte. Der Ruf war ihm vorangeeilt. Überall fand er die herzlichste Aufnahme von Seiten der Missionäre und Christen. Er änderte nichts an seiner gewohnten strengen Lebensweise. Diese äußerliche Strenge, für die Inder stets ein Grund hoher Ehrfurcht und Verehrung, der Reiz und Zauber seiner Worte und die Überlegenheit seines Geistes gewannen ihm alle Herzen; zahlreiche Bekehrungen waren auch hier die sprechenden Beweise seines apostolischen Berufes. Bald hieß er allgemein nur mehr der „heilige Vater". Rührend war es, ihn mühsam und tastend in den Straßen gehen zu sehen — denn er war fast erblindet — da drängte sich oft die Menge um ihn und trug ihn auf ihren Armen wie im Triumph zur Kirche. Um sich zu erholen, war er nach Ceylon geschickt worden, allein sein Drang, Seelen für Christus zu gewinnen, kannte keine Ruhe; er arbeitete rüstig voran und sein Geist schien bei der Thätigkeit neu aufzuleben, während sein Körper täglich schwächer wurde. Als der Provinzial davon

Kunde erhielt, schickte er ihm den Befehl, nach Meliapur sich zu begeben; dort, hoffte er, würde der Kranke bessere Pflege und geschickte Ärzte finden. Dieser Befehl war für den heiligmäßigen Greis ein schweres Opfer, da er ihm alle Aussicht nahm, seine liebe Mission von Madura noch einmal zu sehen. Doch der eifrige Ordensmann unterwarf sich gerne dem heiligen Gehorsam und tröstete sich mit der Aussicht, sich an dem Orte zum Tode vorbereiten zu können, den der hl. Thomas, der Apostel Indiens, durch seinen Tod geheiligt hatte. Seine Freude war es, in Meliapur, in der Grotte des hl. Thomas, in der dieser der frommen Sage gemäß zu beten pflegte, der Betrachtung und dem Verkehr mit Gott obzuliegen. Um sich desto ungestörter der Vereinigung mit Gott hingeben zu können, baute er sich eine stille, abgelegene Hütte in einem Garten außerhalb der Citadelle und lebte dort der Buße und dem Gebete. Seit fünf und vierzig Jahren hatte er das strenge und bußfertige Leben treu seinem Gelübde geführt und nur Reis, Milch und Butter nebst Kräutern genossen; jetzt am Abend seines Lebens und durch so viele Arbeiten erschöpft, wird er sich wohl einige Erleichterung gegönnt haben? O nein, der Geist der Buße und des Gebetes, die Liebe zum leidenden Heiland und das Verlangen, durch seine Buße Gottes Barmherzigkeit für die Bekehrung der Heiden anzuflehen und so in seiner Einsamkeit ein wirksames Apostolat auszuüben — diese Gründe bestimmten ihn, sein Bußleben noch zu erhöhen; er versagte sich auch noch das Bischen Reis, Milch und Butter und beschränkte die eine Mahlzeit des Tages auf in Wasser gekochte Kräuter. Da die Ärzte ihm seines Augenleidens wegen Licht und freie Luft untersagt hatten, so war er immer im Dunkel seiner Hütte eingeschlossen und widmete sich einzig dem Gebete und dem Diktiren seiner Schriftwerke. Nach einiger Zeit verlor er das Augenlicht gänzlich und nun mußte er sogar des größten Trostes in seiner Einsamkeit entbehren, der Darbringung des hochheiligen Opfers. Doch entschädigte er sich theilweise für diesen Verlust durch den täglichen Empfang der heiligen Communion. Trotz seiner Blindheit fuhr er in der Abfassung seiner Bücher fort; aber die Hauptbeschäftigung bildete das Gebet und die Betrachtung des Todes und der Freuden des Himmels. Er wünschte aufgelöst zu werden und bei Christus zu sein. Wie gerne hätte er den Tod in seiner armen Hütte erwartet! Ein Vorkommniß beraubte ihn dieses Trostes. Einige Heiden, die durch Unklugheiten von Seiten mehrerer Christen waren gereizt worden, kamen bei der Verfolgung derselben in die Nähe der Hütte, entdeckten den P. de' Nobili und schickten sich bereits an, ihn zu mißhandeln — als zur rechten Zeit noch portugiesische Soldaten aus der Citadelle kamen und sie versprengten. Das gab den Oberen Anlaß, ihm das Verlassen seiner Einsamkeit zu befehlen. Einige Tage darauf verschied der 80jährige Greis in Mitte seiner trauernden Ordensbrüder in Meliapur am 16. Januar 1656.

Wie viele mag er wohl bekehrt haben! Die nur theilweise erhaltenen und lückenhaften Berichte erlauben keine genauen Berechnungen; doch schätzt man die von ihm und seinen Gefährten dem Christenthum Gewonnenen auf Hunderttausend.

P. Vico, sein langjähriger Gefährte, spricht voll Begeisterung von seiner Wissenschaft und Tugend. Er sieht in ihm das Ideal eines Missionärs verwirklicht.

„Was soll ich Ihnen sagen," schreibt er an den Ordensgeneral Claudius Aquaviva, „von dieser vollendeten Wissenschaft, die gleichsam spielend die schwierigsten Fragen der Theologie erörtert, von dieser Geschmeidigkeit des Talentes, die, indem sie sich den Unwissenden verständlich zu machen weiß, auch die Gelehrten anspricht und entzückt, von dieser fruchtbaren Beredsamkeit, die trotz der Verschiedenheit und Schwierigkeit der hiesigen Volkssprachen durch den Reichthum der Ausdrücke in Erstaunen setzt, von dieser liebenswürdigen Kunst, die ernstesten Gegenstände schön und liebreizend darzustellen, von dieser Leichtigkeit, sich in die Sitten und Gebräuche dieses Landes hineinzuleben, von dieser Macht der Überredung, die Alles, Groß und Klein, nach Belieben lenkt und leitet? Ich glaube Unrecht zu thun, wenn ich diese wundervolle Vereinigung so vortrefflicher Eigenschaften nicht einer besonderen Gnade Gottes zuschriebe. Diese kostbaren Schätze äußerer Gaben sind aber bei ihm noch geadelt und geheiligt durch viel werthvollere, durch die inneren Tugenden, die erst den rechten Schmuck seiner Seele bilden. Demuth, Bescheidenheit, Geist des Glaubens, eine sanfte Freundlichkeit, ein tiefinniges Gefühl von Frömmigkeit und Gottesliebe verbreiten um ihn einen solch' erhebenden Wohlgeruch der Tugend, daß ich trotz meiner Armseligkeiten von geistiger Freude erfüllt bin, seitdem ich das Glück habe, seiner Gegenwart mich zu erfreuen.

Beim Anblicke dieser vollendeten Tugend wundert's mich nicht mehr, daß Gott sich gefällt, über ihn allein alle Arten von Leiden und Widersprüchen von Seiten der Heiden, der Christen und sogar seiner eigenen Ordensbrüder zu verhängen. Seine Treue der göttlichen Gnade gegenüber hat verdient, daß er dem göttlichen Heilande im innersten Geheimnisse seines anbetungswürdigen Kreuzes beigesellt werde, denn das ist eine Gunst, die in diesem Leben der untrüglichste Beweis einer hohen Heiligkeit und das sicherste Unterpfand des göttlichen Erbes zu sein pflegt."

Soweit P. Vico. Nicht minder erhebend ist das Charakterbild, das uns P. de Proenza entwirft.

„Was seine Heiligkeit mehr als alle die wunderbaren Züge, die man aus seinem Leben erzählt [1], beweist, sind deren Früchte und die Tugenden, in deren beständiger Übung sein Leben aufging. Diese Bußstrenge, von der er niemals abließ, diese Seelengröße in allen Gefahren und Leiden, eine unglaubliche Sanftmuth, mit der er nicht bloß von Seiten der Heiden, sondern auch von tugendhaften und gelehrten Männern ohne die geringste Anwandlung von Unwillen und Bitterkeit (wie er es selbst offen eingestand) jede Art von Verachtung, Anklagen und Unbilden entgegennahm, eine zärtliche Andacht zur allerseligsten Jungfrau, eine glühende Liebe zu Jesus dem Gekreuzigten, eine fortwährende Vereinigung mit Gott in Mitten der Mühen und Sorgen eines so vielbewegten Lebens, die Demuth und der Gehorsam, die aus allen seinen Briefen so leuchtend hervortreten und noch glänzender sich in seinen Thaten bewährten, endlich diese beständige Herrschaft über sich selbst, die Heiterkeit seines Antlitzes und die Freundlichkeit seines Umganges, gepaart mit der Würde einer hohen Gestalt und dem Adel einer ehrfurchtgebietenden Haltung, welche allen, die in seine Nähe kamen und mit ihm verkehrten, Liebe und Vertrauen einflößten und in ihnen unwillkürlich eine Art Verehrung hervorriefen — alles dieses zusammen genommen, das ist das Charakteristische der Heiligkeit dieses wahrhaft apostolischen Mannes, der ohne Zweifel einer der größten Missionäre ist, welche die Gesellschaft Jesu hervorgebracht."

Sein Andenken ist im Segen und heute noch lebt die Erinnerung an seine Tugend und Gelehrsamkeit unter den Malabaren fort. [2]

[1] Wie oben angedeutet wurde, finden sich in den Briefen der Missionäre viele auffallende Heilungen, Gebetserhörungen, die durch Vermittlung des P. de' Nobili und der von ihm gesegneten Gegenstände, namentlich auch durch Goldplättchen, auf denen Stellen der heiligen Schrift eingravirt waren, ermittelt worden waren.

[2] Einer unserer Mitarbeiter hat das Leben und die Wirksamkeit

Eine Fußreise in Japan.

III. Von Akita nach Sendai.

(Vgl. diese Monatschrift 1874 S. 141 ff., 163 ff., 187 ff.)

Montag, 27. Mai 1872. Wir verlassen Akita gegen 2 Uhr Nachmittags und schlagen eine südliche Richtung ein. Ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt trafen wir auf Maulbeerpflanzungen; es ist hier die nördliche Grenze der Seidencultur in Japan. Araja, eine Stadt von 4000 Einwohnern, liegt eine Stunde von Akita. In ganz Japan ist keine Gegend so sehr dem Götzendienste ergeben, als die Provinz Akita; daher sieht man denn auch hier am Eingang aller Dörfer und Städte Götzenfiguren, welche als Schutzpatrone ansteckende Krankheiten fernhalten sollen. Sie bestehen meist aus einem Strohwisch, auf welchem man den hölzernen Kopf irgend eines Ungeheuers befestigt. Als wir Araja verließen, sahen wir zu unserer Rechten einen dieser abscheulichen Götzen; dicht daneben befand sich eine officielle Verkündigung, welche die christliche Religion für eine „infame Secte" erklärte. Nagahama, wo wir gegen Abend anlangten, trägt seinen Namen mit Recht, denn es heißt und ist ein „langer Küstenstrich". Es zählt nur etwa 20 Häuser und würde daher wohl stets unbekannt geblieben sein, wenn es nicht durch eine im Jahre 1868 in seiner Nähe gelieferte Schlacht eine gewisse Berühmtheit erlangt hätte. Die nördlichen Truppen, die Anhänger des Taikun,



Hondscho oder Dotomatschi.

hatten in mehreren Treffen die zum Mikado stehenden Regimenter von Akita, Hondscho und Jjadschima geschlagen, viele Städte und

des P. de' Nobili einfach nach den geschichtlichen Urkunden und gleichzeitigen Berichten geschildert. Die Leser mögen nun selbst entscheiden, wie das Verfahren gebrandmarkt zu werden verdient, mit dem in der „Allgemeinen Missionszeitschrift" Dr. Grundemann die gesammte Thätigkeit des eifrigen Missionärs mit dem Namen „Accommodationsschwindeleien" abthun zu können meint. Wir wollen noch bemerken, daß dieselbe protestantische Zeitschrift sich kürzlich ihrer gemäßigten und toleranten Sprache den Katholiken gegenüber rühmte und gleich auf der folgenden Seite den Satz lieferte: „Die Heiden, welche katholische Christen werden, steigen gewöhnlich nur von einer Religion der bloßen Formel zu einer anderen Formelreligion empor." Wir werden einmal Gelegenheit nehmen, die protestantische Toleranz und Unparteilichkeit zu kennzeichnen, die jetzt gerade wieder eine „Rundschau über die römisch-katholische Heiden-Mission der Gegenwart" geben will, indem sie von vorneherein alle katholischen Quellen als trügerische, unglaubwürdige u. s. w. zurückweist, und dann des apostasirten Kapuziner Norbert, yulgo Abbé Platel gemeine Schmähschriften oder „das gründliche unparteiische Werk des Altkatholiken Dr. Johannes Huber" zum Führer nimmt. Gewisse protestantische Herren haben so sehr die Scham verloren, daß sie sich ihrer Unparteilichkeit zu rühmen wagen im nämlichen Augenblicke, wo sie derselben Faustschläge in's Gesicht versetzen und dann es als Intoleranz verschreien, wenn wir uns erlauben, aus protestantischen Quellen die allerdings nicht glänzenden Urtheile über protestantische Missionen zusammenzustellen. A. d. R.

Dörfer verwüstet und jetzt ihr Augenmerk auf Kubota gerichtet, von dem sie nur mehr einen Tagemarsch entfernt waren. Jedoch zu ihrem Unglück konnten drei Schiffe des Mikado frische Truppen landen, die mit den Trümmern der Armee des Fürsten von Akita vereinigt eine ansehnliche Macht bildeten. Von da an verloren die Anhänger des Taikun immer mehr und mehr Terrain; die erste Schlacht wurde auf der sandigen Küste bei Nagahama geschlagen und die 8000 Mann der feindlichen Armee flohen in Unordnung, indem sie ihr ganzes Gepäck in den Händen der Truppen des Mikado zurückließen. Einige Tage später trennte sich einer ihrer Führer von ihnen und unterwarf sich dem Mikado, die anderen Fürsten der Nordprovinzen folgten ihm nach, so daß von Nagahama an der Triumph des Mikado datirt.

Dienstag, 28. Mai. Als wir am Morgen unseren Marsch über die sandige Küste antraten, trafen wir am Gestade Hunderte von Fischern, die ihre ungeheuren Netze an's Ufer zogen. Man braucht 30—40 Menschen, um ein einziges Netz aus dem Wasser zu ziehen; allerdings sind auch einige dieser Netze fast 200 Meter lang. Die Menge der Fische, welche ein einziger Zug mit einem solchen Netze an's Land bringt, ist unglaublich; man zählt sie nach Tausenden. Es war gerade die Zeit des Sardinenfanges; Männer und Frauen und Kinder vollführten einen heillosen Lärm, denn es war die Zeit ihrer Ernte und die Ernte war günstig. Dem Gestade entlang bemerkten wir auch zahlreiche Salinen. Die Salzgewinnung geschieht hier sehr einfach; man läßt das Seewasser einige Zeit in großen flachen Gruben, in welche man es bei der Hochfluth aufgefangen hat, verdunsten und dann genügt ein einziger Tag des Absiedens, um ein reines, weißes Salz zu erhalten.

Indessen hatten wir nicht lange Zeit, den Fischern zuzuschauen und die Salinen zu betrachten; wir mußten unter einer glühenden Sonne über das lange sandige Ufer und zwar mit bloßen Füßen.



Ijadschima.

Ich hielt es daher für gerathen, in dem seichten Wasser zu gehen und ich hatte Recht gehabt. Mein älterer Gefährte, welcher barfuß über den heißen Sand seinen Tagesmarsch vollendet hatte, bezahlte seine Verwegenheit theuer; gleich am Abend schon waren seine Füße geschwollen und verursachten ihm heftige Schmerzen und er behielt davon eine solche Schwäche in den Beinen, daß er den übrigen Theil der Reise meistens in einer Sänfte oder zu Pferde zurücklegen mußte.

Von Akita an hatten wir stets einen kegelförmigen, noch mit Schnee bedeckten Berg vor uns; es war der Tschokaisan, ein erloschener Vulkan von 3,200 M. Höhe. Als wir die Sanddünen verließen, kamen wir in einen dichten Fichtenwald und zwei Stunden später beinahe ohne es zu merken in die Stadt Dotomatschi (circa 1000 Häuser und 2,400 Einwohner), die ehemalige Hauptstadt des Fürstenthums Hondscho, nach welchem sie auch wohl benannt wird. Sie liegt am Ufer eines hübschen Flusses, der zwischen blumigen Ufern ruhig einherfließt, während unzählige Vögel die buschbedeckten Inseln und den anliegenden Wald beleben. Das Ganze bot einen reizenden Anblick. Bei unserer Ankunft drängte sich eine neugierige Menschenmenge in den Straßen und erst beim völligen Einbrechen der Nacht zieht sie sich zurück, um am folgenden Tage beim ersten Morgesgrauen wieder ihre Beobachtungsposten einzunehmen.

Mittwoch, 29. Mai. Gegen Mittag brechen wir in südöstlicher Richtung auf. Der Weg führt uns über gut angebaute Hügel und Thäler; zahlreiche Dörfer folgen aufeinander. Je weiter man sich vom Meere entfernt, desto reicher und frischer wird die Vegetation und desto schöner die Gegend. Nach allen Richtungen erheben sich waldige Höhen, denen die prächtigen Seghi einen etwas düsteren Anblick verleihen. Vielleicht kein Land ist so reich an Nadelhölzern, als Japan;

unter ihren zahlreichen Arten nimmt der Seghi sowohl wegen seiner riesigen Größe als wegen seiner Schönheit den ersten Platz ein. Einige Botaniker reihen ihn unter die Cedern ein, andere möchten ihn lieber als eine selbständige Art betrachten; ich bin nicht Botaniker genug, um den Streit zu entscheiden. Abends gegen 6 Uhr gelangten wir auf einen Hügel, von dem wir eine schöne Aussicht auf den majestätischen Tschokaisan hatten, während sich vor uns ein reiches Gefilde, das vom Fluß Hondscho befruchtete Thal von Ijadschima, ausdehnte. Die in demselben sich findenden Reisfelder bildeten gleichsam einen großen See, aus dem sich hie und da einige Baumgruppen und im Hintergrunde das kleine Städtchen Ijadschima erhoben. Ein mit Seghi und Fichten bewachsener Hügel bildet den Park des ehemaligen Grundherrn von Ijadschima.

Donnerstag, 30. und Freitag, 31. Mai. Ein unangenehmes Regenwetter begleitet uns an diesen zwei Tagen; die Gegend selbst bietet so ziemlich den nämlichen Anblick, wie an den vorhergehenden Tagen; überall die nämlichen bewaldeten Hügel, die gut angebauten Ebenen, die überschwemmten Reisfelder. Hie und da zeigt sich in den grünen Waldschluchten noch Schnee. Die Japanesen versichern mir, daß in diesen nördlichen Provinzen der Schnee in der Ebene zuweilen die Höhe von 6 Meter erreiche, während er in den Schluchten und Engpässen, wo ihn der Wind zusammentreibt, sogar bis zur Höhe von 15—20 Meter ansteigen kann. Unter den Bäumen finden sich Ulmen, Buchen und Eichen, die bis $1\frac{1}{2}$ Meter im Durchmesser haben, während Kastanien- und Nußbäume zwar nicht diese Größe erreichen, aber doch prächtig gedeihen. Freitags blieben wir nur ein Stündchen von Innai Ghizan, der bedeutendsten Silbermine des Landes, entfernt; sie soll jährlich einen Reingewinn von 400,000 Piaster d. h. mehr als zwei Millionen Franken liefern. Über Nosoki und Hikone gelangen wir endlich durch einen herrlichen Seghiwald



Die Schlucht von Karisawatoge.

in das Städtchen Kanajama (720 Einwohner) und finden ein Unterkommen in einem weitläufigen Hôtel, einem wahren Labyrinth von Zimmern und Corridoren.

Samstag, 1. Juni. Von Kanajama bis Tschindscho, eine Entfernung von vier Stunden, schlängelt sich die breite Straße durch eine ziemlich weite Ebene. Überall zeigen sich neben dem Wege gut angebaute Felder und schöne Maulbeerpflanzungen; in jedem Hause werden hier Seidenwürmer gezogen. Etwas weiter kommen wir in einen Cederwald und von da an werden die Weiler und Häuser seltener und die Felder liegen unbebaut. Gegen Westen erblickt man das Gebiet Tschonai's, dessen Grenzen im Norden der Tschokaisan und im Süden der mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Guassan oder Mondberg bilden. Ebenso erhebt sich gegen Osten eine Gebirgskette; es sind die heiligen Berge von Jubono, zu welchen im Sommer viele Wallfahrten stattfinden.

Tschindscho, die Hauptstadt dieser weiten Ebene, zählt 4358 Bewohner; ehemals war es die Residenz eines Fürsten, welcher eine jährliche Einnahme von 60,000 Cocus Reis, d. h. von ungefähr zwei Millionen Franken hatte. Weil er sich dem Mikado angeschlossen, wurde er von den Truppen des Taikun mit Krieg überzogen und seine Hauptstadt im August 1868 erobert, geplündert und eingeäschert. Gegenwärtig ist sie so ziemlich wieder aufgebaut.

Zwei Stunden von der Stadt schneidet die Straße einen Fluß, über den wir in einem Nachen setzen mußten. Überall finden sich auf dem Wege noch Erinnerungen an den jüngst beendigten Krieg; so war auch die Brücke, welche über den Fluß führte, von den Anhängern des Taikun zerstört worden, um den Gegnern den Übergang streitig zu machen. Allein trotz ihres tapferen Widerstandes waren sie auch hier unterlegen und die Truppen des Mikado verfolgten die

Taikunisten bis nach Tschindscho, das zugleich in ihre Gewalt fiel. Vom Flusse weg ging es einen kleinen Hügel hinauf, von dem sich uns die Aussicht in ein neues Thal eröffnet, und gegen neun Uhr Abends kommen wir in Obanasawa an; es ist dieß ein kleines Städtchen von dritthalbtausend Einwohnern, das in einem Cederwald vollständig versteckt liegt.

Sonntag, 2. Juni. Alle Dörfer und Weiler, die wir durchziehen, liegen in einem wahren Obstgarten; allein auch die besten hiesigen Früchte sind nicht so gut wie die europäischen. Die vulkanische Natur des Bodens und der häufige Regen (der Regenmesser ergibt eine jährliche Regenmenge von ungefähr 3 Meter) erzeugen einen reichen Blätterschmuck und colossale aber geschmacklose Früchte. Am besten sind die Kastanien, Trauben und Nüsse; Pfirsiche, Aprikosen und Pflaumen gelangen selten zu vollständiger Reife; die Birnen sind wässerig und fade. Außerdem müssen wir eine dem Lande eigenthümliche Frucht erwähnen, den Caki, der seiner Gestalt nach einem Apfel gleicht und von orangegelber Farbe ist. Sowohl roh als eingemacht ist er ausgezeichnet. Sonst hat man nicht ganz ohne Grund von Japan gesagt, daß es ein Land sei, in welchem die Blumen geruch- und die Früchte geschmacklos seien.

Wir nähern uns jetzt den hohen Gebirgen, welche das Innere der Insel durchziehen; die Ebene wird zu einem Thale und bald zu einer Schlucht. Ungefähr auf halber Höhe des Hügels rasten wir einige Augenblicke und werfen noch einen Blick auf den Gießbach, den wir soeben auf einer Hängebrücke überschritten haben; beinahe senkrecht unter uns liegt das Dörfchen Ghinzan, so pittoresk wie nur möglich; indem wir uns an den Seghis und den Gesträuchen festhalten, steigen wir den steilen Abhang hinab und befinden uns in



Japanesische Damen.

wenigen Minuten im Dorfe. Die äußerst reinlichen Häuser liegen an ungeheuren Felsen, aus denen warme Quellen hervorbrechen. Das Dorf hat seinen Namen (Ghinzan = Silberberg) noch aus jener Zeit, in welcher die japanesische Regierung hier Bergbau trieb. Die Gruben sind jetzt verlassen, aber überall erblickt man noch die Spuren der ehemaligen Thätigkeit. Ein paar hundert Meter weiter liegt ein anderes Dörfchen, Kominohota genannt; hier beginnt der Paß von Karisawa, der Karisawatoge, wie ihn die Japanesen heißen; die Schlucht, welche wir überschritten, führte uns gerade hin. Der Paß selbst liegt 1000—1200 Meter über dem Meere und wir brauchten mehrere Stunden, um bis zum Dorfe Karisawa, welches auf der Paßhöhe in einem engen Thale liegt, hinaufzusteigen.

Montag, 3. Juni. Auf dem östlichen Abhang des Karisawatoge führt der Weg durch dichten Urwald; auf halber Höhe rasteten wir einen Augenblick, um ein Tobel zu bewundern, das uns an manche Schweizergegend erinnerte. Das Dorf Kabosawa, unsere erste Station nach Karisawa, liegt am Eingang der Ebene von Sendai, der ausgedehntesten und reichsten von Nord-Japan. Wie überall, so ist auch hier Reis das Hauptprodukt, aber daneben erblicken wir auch ausgedehnte Felder mit Gerste, Weizen, Kartoffeln, süßen Bataten, Erbsen und Bohnen. Der Weg ist gut und brachte uns vor Nacht nach Nacanida, eine Stadt von 266 Häusern und 2386 Einwohnern.

Dienstag, 4. Juni. Bei Nacanida treffen wir wieder auf die große Staatsstraße, die von der Bai von Awomori nach Jeddo führt und die wir zu Sannohei verlassen hatten; dort hieß sie Nambukaido, hier Atschukaido. Gegen sechs Uhr Abends stehen wir vor einem großen Thor; es ist das Thor von Sendai, einer Stadt von etwa

50,000 Einwohnern. In dieser Zahl sind die 7000 Familien, die als Kerais ehemals im Dienste des Daimio von Sendai standen, mitgerechnet; das Kaufmannsviertel allein enthält mehr als 4000 Häuser, bewohnt von 21,080 Personen. Das Beamtenviertel umgibt im Norden und Osten die innere Stadt, und da es ganz von schattigen Alleen durchschnitten und die Häuser beinahe alle von Baumgruppen umgeben sind, macht der ganze Ort den Eindruck eines hübschen Landaufenthaltes.

Mittwoch, 5. Juni. Um fünf Uhr wurde ich plötzlich durch den Schall von Hörnern geweckt, die einen französischen Marsch spielten. Zuerst meinte ich zu träumen, aber der Zweifel schwand bald, es war wirklich eine französische Melodie. In der That marschirte unter meinem Fenster ein Bataillon von 600 Mann vorbei, das vollständig französisch uniformirt und equipirt war; hätten die Gesichter nicht den japanesischen Typus getragen, konnte man sich in einer französischen Stadt glauben. Als wir drei Europäer uns zeigten, entstand eine nicht geringe Verwirrung in den Reihen; die einen blickten uns ganz verblüfft an, andere grüßten uns lächelnd, alle aber kamen aus dem Tritt trotz der Hörner.

Das Kaufmannsviertel von Sendai hat nichts Besonderes; nur finden sich auch an den Schaufenstern eine große Menge von europäischen Artikeln: Biere, Liqueure, Weine (Champagner und Bordeaux), Milch- und Fleischertrakt, Produkte der europäischen Modeindustrie 2c. Obgleich hier sowohl als in den anderen japanesischen Städten die europäische Mode unter der Damenwelt noch keinen Eingang gefunden und die ursprüngliche Tracht noch nicht einmal zu verdrängen begonnen hat, so dürfte die Zeit doch wohl nicht fern sein, in welcher die japanesischen Damen das von den Männern gegebene Beispiel nachahmen und sich zur Annahme europäischer Tracht entschließen.

Da wir hier nur noch wenig über 100 Stunden von Jeddo entfernt waren, wollten wir unsern dortigen Freunden eine Kunde von uns zukommen lassen und sendeten daher einen Boten ab, der in fünf Tagen die Strecke zurücklegte. Bis in die jüngste Zeit hinein war die japanesische Post höchst unregelmäßig; deßhalb mußten die europäischen Kaufleute, wenn sie wichtige Briefe zu befördern hatten, stets eigene Couriere abschicken, die sich verpflichteten, in einer vorherbestimmten Frist den Brief an seine Adresse zu befördern. Es war dieß eine sichere, aber sehr kostspielige Correspondenz. In jüngster Zeit hat man in die japanesische Postverwaltung einige Verbesserungen eingeführt, und gegenwärtig haben wir hier eine ganz sichere und nicht zu theuere Briefbeförderung. Die Couriere gehen immer im Laufschritt; ein Glöckchen, das sie beständig ertönen lassen, ermahnt Alle, ihnen den Weg frei zu lassen, und benachrichtigt schon im Voraus an der nächsten Station den Ersatzmann, sich bereit zu halten. Bei der Ankunft an der Station wirft der Courier sogleich seine Brieftasche seinem Ersatzmann über die Schulter und dieser hat im nämlichen Augenblick im Laufschritt bereits die Weiterreise angetreten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Polynesien.

Sandwich-Archipel. Die Mission unter den Aussätzigen auf Molokai trägt noch immer ihre reichen Früchte und noch immer ist P. Damian in dem opfer- und mühevollen Wirkungskreis, den sein Seeleneifer sich gewählt, mit dem größten Eifer thätig. Seinem letzten Briefe an seinen Bruder, den hochwürdigen P. Pamphil Deveuster, entnehmen wir dasjenige, was ein allgemeines Interesse erregen kann. Der Brief ist datirt vom 8. December 1874.

„Im vorigen Jahre habe ich Dir, vielgeliebter Bruder, mitgetheilt, daß ich inmitten der Aussätzigen auf Molokai wohne; dieses Jahr kann ich hinzufügen, daß mich der liebe Gott in meinem Apostolate durch reiche Segnungen seiner Gnade getröstet und gekräftigt hat. Obgleich im Laufe des Jahres über 200 aussätzige Katholiken meiner kleinen Gemeinde ihrer Krankheit erlegen sind, hat sich doch die katholische Gemeinde um mehr als 100 Seelen vermehrt, indem ein großer Theil der noch heidnischen oder protestantischen Kranken sich bekehrt hat und auch noch manche katholische Aussätzige neu angekommen sind. Ich habe für meine Gemeinde einen neuen Kirchhof anlegen müssen; auf demselben erhebt sich nun ein hohes Kreuz, in dessen Schatten die während ihres Lebens so hart Geprüften die glorreiche Auferstehung erwarten.

Vom frühen Morgen bis zum Abend von Aussätzigen umgeben, möchte ich mich verdoppeln, um ihre Noth zu lindern. Die von mitleidigen Seelen mir zugesendeten Liebesgaben, für welche ich denselben meinen innigsten Dank ausspreche, haben mich in den Stand gesetzt, den Kranken mancherlei Erleichterungen zukommen zu lassen, deren sie sonst hätten entbehren müssen, da die von der Regierung für sie ausgeworfene Summe eben nur für den nöthigen Lebensunterhalt hinreicht. Jeder Kranke empfängt von der Regierung wöchentlich ein Stück Fleisch und eine hinreichende Anzahl Tarowurzeln[1], zu denen ich dann noch einige Arzneien oder Stärkungsmittel legen kann.

Gegenwärtig leiden meine Aussätzigen sehr an den Folgen eines Unfalles, den zu heben ich leider außer Stande bin. Ein heftiger Orkan hat über die Hälfte ihrer Hütten umgeworfen und von vielen anderen die Dächer fortgeführt, so daß die Kranken jetzt größtentheils ohne Obdach dem Wind und Wetter ausgesetzt sind. Zudem herrscht jetzt gerade die Regenzeit, nichts aber wirkt verderblicher auf den Aussatz als Feuchtigkeit und Kälte; daher ist denn auch in der letzten Zeit die Sterblichkeit eine größere, als gewöhnlich.

Im Laufe des Jahres bin ich während vier Monaten auf der andern Seite der Insel gewesen und habe daselbst ein Kirchlein gebaut, welches 44 Fuß in der Länge und 22 in der Breite hat. Zehn gothische Fenster zieren die beiden Seiten, und ein Thurm, 50 Fuß hoch, die Fronte. Der ganze Bau kostete ungefähr 5000 Franken. Als ich diese Kapelle einsegnete, empfingen viele Insulaner die hl. Taufe. Bei dieser Kirche wohnt jetzt P. Bürgermann, der mich während meiner Abwesenheit hier ersetzt hatte. Nächstes Jahr hoffe ich noch zwei andere Kapellen errichten zu können und dann wird hier jeder Distrikt sein Gotteshaus haben, wie dieses auf allen andern Inseln des Archipels bereits der Fall ist.

Während meines zehnjährigen Aufenthaltes auf den Sandwich-Inseln habe ich durchschnittlich noch jedes Jahr eine Kirche oder Kapelle erbaut. Hierbei kommt mir wohl zu Statten, daß ich mich in meiner Jugend an die verschiedenartigste Thätigkeit gewöhnt habe.

[1] Taro oder Tarro (Arum oder Caladium esculentum) ist eine über alle Inseln Polynesiens verbreitete Kulturpflanze. Sie wird meistens in Gräben gezogen, die man terrassenförmig an Bergabhängen anlegt und in die man das Bergwasser leitet. Die Wurzelstöcke, die zuweilen armsdick werden, sind mehlig und dienen getrocknet oder geröstet anstatt des Brodes. A. d. R.

Inmitten meiner Kranken habe ich indessen keine freie Zeit, mich mit andern als geistigen Arbeiten zu beschäftigen. Ich wohne allein in einer eigenen Hütte. Nachdem ich die heilige Messe gelesen habe, bereitet mir eine Frau mein Mittagessen, dessen Überreste als Abendessen dienen. Während des ganzen Tages bin ich in den Hütten der Kranken, tröstend und ermahnend. Nur am Abende habe ich einige freie Zeit; ich bete dann mein Brevier, studire ein wenig und arbeite meine Predigten aus. Dieses ist meine gewöhnliche Tagesordnung, die mir keine Zeit zur Langweile läßt.

Zum Schlusse eine kleine Episode.

Diesen Abend um acht Uhr werde ich zu einer kranken Frau gerufen. Die Nacht ist rabenschwarz, die Wege sind überaus schmutzig, und der Regen ergießt sich in Strömen vom Himmel. Ich sattle mein Pferd und trete die Reise an. An dem Hause der Sterbenden angekommen, binde ich mein Pferd an einen Baumstamm fest und trete ein. In dem Zimmer waren achtzehn aussätzige Frauen, welche die Sterbende umgaben und laut beteten. Ich höre die Beichte der todkranken Frau und spende ihr die letzten Sacramente. Als ich vor das Haus kam und mich nach meinem Gaule umsah, hatte dieser sich losgerissen und war mit meinem Mantel auf dem Sattel davongelaufen, und so trat ich den Rückweg im Regen und auf schlechten Wegen zu Fuß an. Soeben bin ich ganz durchnäßt in meiner Wohnung angelangt, überglücklich in dem Gedanken, eine durch Christi Blut erkaufte Seele gerettet zu wissen."

China.

Kiangnan. Die verschiedenen Berichte, welche wir in jüngster Zeit über China mittheilten, kommen fast alle darin überein, daß die Stimmung der chinesischen Behörden gegen die Fremden und gegen die Christen eine höchst ungünstige sei. In den mittleren und westlichen Provinzen des Reiches offenbart sich diese Gesinnung der Mandarine und der Gelehrten durch Drohungen und Quälereien; an einzelnen Orten ist es sogar bis zum Blutvergießen gekommen. Die nämlichen Feindseligkeiten scheinen nun auch in den östlichen Provinzen, namentlich im Kiang-nan, sich offenbaren zu wollen. Wir haben ein Schreiben des P. Palatre aus Schanghai vom 3. Januar d. J., welches uns darüber keinen Zweifel mehr läßt, daß wir uns auf traurige Nachrichten gefaßt halten müssen. Indessen ist der Brief vor dem am 12. Januar erfolgten Tode des Kaisers Tong-Tsche geschrieben, und ob die Befürchtungen nach der Thronbesteigung des jungen Kaisers auch noch begründet sind, wird die Zeit lehren müssen. Unterdessen theilen wir hier den Brief des hochw. P. Palatre mit.

„Die Verhandlungen zwischen China und Japan in Bezug auf die Insel Formosa sind, wie Sie wissen, zu einem glücklichen Ende gekommen; da sie kurz nach den letzten Unruhen von Schanghai vom letzten 3. Mai, in welchen die französische Ansiedlung überfallen wurde, angeknüpft worden waren, haben sie zu sehr unangenehmen Gerüchten Anlaß gegeben. Die Chinesen verkündeten nämlich ganz laut, es handle sich gar nicht um einen Krieg zwischen China und Japan, sondern Chinesen und Japanesen würden endlich einmal ihre Armeen vereinen, um die Europäer zu verjagen, die Missionäre und die Christen zu ermorden und die Kirchen zu verbrennen. Diese Gerüchte traten so bestimmt auf, daß die in Schanghai wohnenden europäischen Kaufleute zu fürchten begannen und eine Freiwilligencompagnie bildeten, wie nach dem Blutbade von Tientsin, um sich gegen die drohende Gefahr zu schützen. Während die europäische Kolonie von diesen Befürchtungen in Bewegung gesetzt war, mußten unsere Patres, welche sich während des Monates August in Sikawei sowohl der geistigen als der körperlichen Erholung wegen zu versammeln pflegen, wieder auf ihre Stationen zurückkehren. Die Briefe, die wir seither von ihnen empfingen, lassen uns befürchten, daß die Zahl der Bekehrungen in diesem Jahre geringer sein wird, weil überall der Haß des Volkes gegen die Europäer angefacht wird."

Von Nangkin aus schreibt uns P. Ravary, daß die gottlose Brandschrift, welche vor dem Blutbade von Tientsin in Tschenkiang und anderswo zirkulirte, um das Volk gegen die Christen aufzuhetzen, auf's Neue in Umlauf gesetzt sei.

Von Kiang-yn aus schrieb uns P. Debrix am 14. September: „Das Gerücht von der bevorstehenden Vertreibung der Europäer und der darauf folgenden Massenermordung der Christen hat mehr als einen Katechumenen uns abwendig gemacht. Werden wir viele Erwachsene in diesem Jahre gewinnen? Werden wir auch nur die schon getauften Erwachsenen bewahren können? Gott allein weiß es; jedenfalls aber wird es Jeder, der die hiesige Lage der Dinge in Kiang-yn kennt, für ein großes Wunder der Gnade halten, wenn die Neubekehrten nicht wanken. Eine große Menge Soldaten sammelt sich hier und Drohungen mit Mord und Todtschlag vernimmt man von allen Seiten."

In der ersten Hälfte des October veröffentlichte der Sen-par, ein chinesisches Journal von Schanghai, zwei Artikel, die nichts weniger als geeignet waren, das Vertrauen der Missionäre zu beleben und ihnen Neophyten zuzuführen, indem sie geradezu den Haß der Chinesen aufzustacheln suchten. So gewann denn auch in Schanghai das Gerücht von der nahen Ermordung der Fremden und namentlich der Franzosen neue Stärke; um der drohenden Gefahr vorzubeugen, erhielten die Polizeisoldaten vom Taotai den Befehl, die Thee- und Gasthäuser wohl zu überwachen und mit Stockschlägen einzuschreiten gegen Jeden, der von der Mobilmachung China's und Japans oder von einem bevorstehenden Blutbade der Europäer rede. Diese „schlagenden Beweise" erzielten zwar ein gewisses Stillschweigen, konnten aber die Gemüther nicht beruhigen, und im Inneren des Landes, wo die Polizei des Taotai keine Macht mehr hat, wuchs die Aufregung.

„Schlimme Gerüchte sind hier über Schanghai verbreitet," schrieb P. von Provoisin aus Song-Kiang, „indessen glaube ich, daß Alles, was man hier erzählt, wohl nur der Wunsch der Chinesen ist." In Song-Kiang nämlich erzählte man, die christlichen Kirchen von Schanghai seien bereits in Brand gesteckt und die Europäer schon ermordet. Ähnliche Gerüchte waren auch auf der Insel Tsong-min verbreitet. P. Launay schrieb uns von dort am 17. October: „Die Heiden verbreiten hier die Nachricht von einer bevorstehenden Ermordung der Europäer und der Christen. An einem bestimmten Tage, heißt es, sollen alle heidnischen Häuser durch Flaggen kenntlich gemacht werden und dann ein allgemeiner Angriff auf die christlichen Häuser stattfinden. Der Verbreiter dieser Nachricht will sie im Tribunal des Mandarin gehört haben. Unter den Christen herrscht große Unruhe; einige Familien wollen auswandern. Leider sind zwei Familien abgefallen." Am 29. October schrieb P. Debrix: „Die schlimmen Gerüchte sind großentheils verstummt, aber das Feuer glimmt unter der Asche fort. Unsere Christen fürchten Alles von ihren heidnischen Nachbarn, die ganz bereit sind, die Beute zu theilen. An einigen Orten hatte man die Plünderung schon beginnen wollen, aber der von oben gekommene Befehl lautet, das allgemeine Signal zum Anfangen abzuwarten. Unter solchen Umständen ist es nicht möglich, daß Erwachsene sich für die Taufe melden."

Ähnlich lauten die Berichte aus allen Distrikten, und überall ist so ein augenblicklicher Stillstand in der Bekehrung der Erwachsenen eingetreten; daher haben unsere Missionäre das Glück, um soviel mehr kleine Kinder taufen zu können. Vom 1. Juli bis zum 17. September hatte P. Debrix mehr als 400 Kinder getauft, sein Gefährte P. Wang, ein chinesischer Jesuit, beinahe ebenso viel. Im Distrikt des P. Roger wurden seit dem 1. Juli schon 428 Kleine getauft. Diese reiche Ernte ist die Folge einer ansteckenden Krankheit, die im Distrikt Su-tscheu unter den Kindern wüthet und den Missionären und Katechisten Gelegenheit bietet, als Ärzte in die heidnischen Häuser

zu gelangen und den sterbenden Kindern die große Gnade der Taufe zu verschaffen.

Su-tschuen. (Nordwestliches Vikariat.) Über die in diesem Vikariat ausgebrochene Verfolgung, über welche wir bereits in der Januarnummer berichteten (oben S. 19), geht uns ein weiterer Brief des Herrn Cottin an seinen Bruder zu.

„Seit dem 9. Juni,“ schreibt er am 13. October 1874, „hat die Verfolgung in den Marktflecken von Pa-öl-tan, Fu-schen-tschang und Fong-ha-teh nicht nachgelassen; sie hat uns fünf Martyrer gegeben und wenigstens dreißig Verwundete haben bis auf's Blut widerstanden. Gegenwärtig sind mehr als 1500 Neophyten auf der Flucht; im Gebirge verborgen oder nach unbekannten Gegenden ausgewandert, führen sie ein elendes Leben. Wann wird die Stunde der Befreiung schlagen?

Ich habe mich zu der Distriktsbehörde begeben und diese gab sich auch den Anschein, als wolle sie uns zu Hülfe kommen, aber leider that sie dieß nur, um uns zu täuschen und um Zeit zu gewinnen. Darauf bin ich zur Provinzialhauptstadt gereist, habe aber dort nur die unglückliche Lage der tongkinesischen Kirche erfahren und vernommen, welch' geringen Einfluß Frankreich augenblicklich in China besitzt. Muß ich mich denn entschließen, ruhig zuzusehen, wie meine lieben Neophyten hingemordet werden und muß ich mir selbst sagen: Du hast diese Unglücklichen nur dem Truge der Abgötterei entrissen, um sie dem Henker zu überliefern? Dieser Gedanke quält mich unaufhörlich und läßt es mich bedauern, daß ich nicht gleich Anfangs mit unsern drei ersten Martyrern den Tod gefunden habe. Ich habe beinahe keine Hoffnung mehr für meine arme Gemeinde, da ein ausdrücklicher Befehl meines Bischofes mich verpflichtet, augenblicklich mich vom Schauplatz der Verfolgung entfernt zu halten.

Vorgestern ist es zweien verfolgten Familien gelungen, bis zu mir zu kommen. Ihre Ergebung in den heiligen Willen Gottes und ihre feste Beharrlichkeit haben mich recht getröstet und erfreut. Sie wollen in den Distrikt Tsen-i-fu, Provinz Kuei-tschëu auswandern, woselbst noch Ruhe herrscht und wohin bereits drei Familien ihnen vorangegangen. Ich habe jedem einen Rosenkranz gegeben und das wenige Geld unter sie vertheilt, über das ich verfügen konnte. Jetzt sind sie schon abgereist; möge der liebe Gott sie in ihrer Verbannung beschützen.“

Persien.

Unter seinen fünf Millionen Einwohnern zählt das persische Reich nach den zuverlässigsten Schätzungen nur 60—70,000 Christen, und von diesen gehören kaum 10,000 der katholischen Kirche an, die übrigen sind zu ungefähr gleichen Theilen entweder schismatische Armenier (Eutychianer) oder schismatische Chaldäer (Nestorianer). Der amerikanische Protestantismus hat es sich seit den letzten dreißig Jahren ungeheuer viel Arbeit und Geld kosten lassen, um die Armenier und Chaldäer zu gewinnen; das Resultat ist, daß der Unglaube und der Haß gegen die katholische Kirche zugenommen haben, unter den in den Missionsberichten als „Bekehrte“ Aufgeführten eigentliche Protestanten aber wohl keine zu finden sind[1]. Die katholische Mission im persischen Reiche lag im vorigen Jahrhunderte vorzugsweise den Jesuiten ob, neben welchen auch Dominikaner, Karmeliten und Kapuziner thätig waren; damals blühte die Kirche in Persien — die frühere Hauptstadt Ispahan zählte mehr Katholiken, als jetzt das ganze Reich —, die Aufhebung des Jesuitenordens und die darauf folgende Revolutionszeit haben aber auch hier nur Trümmer und Ruinen zurückgelassen. Die Mission liegt gegenwärtig in den Händen der Lazaristen-Congregation; früher kirchlich zu Mesopotamien gehörig, ist seit dem Februar 1874 Persien zu einer eigenen apostolischen Delegatur erhoben und der bisherige Obere, der Lazarist P. Augustin Clusel, zum Erzbischof von Heraklea i. p. i. und zum ersten apostolischen Delegaten Persiens ernannt worden. Die Lazaristen beschränken ihre Thätigkeit beinahe ausschließlich auf die nestorianischen Chaldäer, welche beinahe alle im südwestlichen Theile der Provinz Aderbeidschan, zwischen dem Urmiahsee und der Grenze der türkischen Provinz Kurdistan wohnen, während für die über das ganze Reich zerstreuten Armenier einige armenisch-katholische Priester thätig sind. Die Chaldäer sind in religiöser Beziehung so tief gesunken, daß sie vom Christenthum kaum mehr als den Namen haben; selbst bei ihren Bischöfen und Priestern ist die Unwissenheit eine grenzenlose. In moralischer Hinsicht dagegen unterscheiden sie sich noch immer vortheilhaft von den Muhammedanern und selbst von den Armeniern, obgleich es auch bei ihnen an groben Verirrungen nicht fehlt. Die Lazaristen haben drei Niederlassungen im Reiche, wovon die eine in Teheran vorzugsweise für die hier wohnenden Europäer bestimmt ist, die beiden anderen dagegen in der Provinz Aderbeidschan auf die Bekehrung der Chaldäer ihr Augenmerk gerichtet haben. Von diesen beiden letzteren liegt die eine in Chosrowa, dem bedeutendsten Orte des Salmasthales, die andere in Urmiah; am ersteren Orte leiten die Patres ein kleines Seminar zur Heranbildung eines einheimischen Klerus, die Schwestern vom hl. Vincenz ein Waisenhaus, ein kleines Pensionat und öffentliche Schulen. In Urmiah wird die Thätigkeit der Patres durch die Seelsorge und die Mission ganz in Anspruch genommen, die Schwestern aber haben die nämlichen Anstalten gegründet, wie in Chosrowa. Die Bekehrungen unter den Chaldäern gingen sehr langsam voran; in jüngster Zeit jedoch ist ein Ereigniß eingetreten, welches viel für die nächste Zukunft verspricht. Msgr. Augustin Clusel, der apostolische Delegat, schreibt darüber aus Urmiah am 24. December 1874:

„Bei meiner jüngsten Anwesenheit in Frankreich habe ich Ihnen, wenn ich nicht irre, von der Bekehrung des Msgr. Guriel von Ardischai, des chaldäisch-nestorianischen Bischofes und Metropoliten von Urmiah gesprochen; damals hatte ich darüber bloß eine kurze telegraphische Anzeige erhalten und konnte mich also nicht weiter darüber aussprechen: jetzt aber habe ich mir die Lage der Dinge selbst angesehen und kann Ihnen weitere Mittheilungen über diese wichtige Bekehrung machen.

Msgr. Guriel ist erst 33 Jahre alt, aber schon seit drei Jahren Bischof; er wurde consecrirt von dem nestorianischen Patriarchen Mar-Simou, welcher im Gebirge des türkischen Kurdistan, drei kleine Tagereisen von der Grenze, zu Kodschanes seinen gewöhnlichen Aufenthalt hat. In der nestorianischen Kirche kann der Patriarch allein einen Bischof weihen. Msgr. Guriel ist der Nachfolger seines gleichnamigen Oheims, wie denn bei den Nestorianern überhaupt die Bisthümer mit Titel und Namen erblich sind und stets auf einen Bruder oder Neffen übergehen. Vor seiner Bekehrung hatte der junge Prälat sich oft feindlich gegen die Katholiken bewiesen, und wenn er es auch zuweilen als seine Überzeugung aussprach, daß die römische Kirche die einzig wahre sei, so glaubte ihm doch Niemand, und zwar um so weniger, weil sein Leben ein keineswegs erbauliches war. Seine Bekehrung verursachte daher auch ein ungeheures Aufsehen.

[1] Vgl. Bulletin de l'Oeuvre des écoles d'Orient tom. VI. Paris 1872, p. 174: „Qu'ont produit trente-cinq années d'efforts et de dépenses énormes? Des impies, des ennemis de l'Eglise Romaine, si vous voulez; mais des Protestants? pas un seul peut-être.“

Eines Tages kam er, unseren Patres einen Besuch abzustatten; während der Unterhaltung wendete er sich an einen derselben und bat ihn um eine geheime Unterredung. Sie begaben sich in ein Nebenzimmer, und dort begann der Bischof eine lange Rede über die Eitelkeit der irdischen Dinge, die Wichtigkeit des Seelenheils und die Nothwendigkeit des wahren Glaubens. Er schloß mit den Worten: „Die Wahrheit findet sich nur in der katholischen Kirche; ich will katholisch werden und bin es schon im Herzen.“ Der Missionär wußte nicht recht, was er zu dieser unerwarteten Eröffnung sagen sollte; er machte aber den Bischof auf die Wichtigkeit eines solchen Schrittes aufmerksam und bat ihn, wohl zu überlegen, was er thue, da eine Rückkehr zum Schisma, wenn er einmal katholisch geworden sei, nur die schlimmsten Folgen haben könne. „Mein Wunsch,“ erwiederte Msgr. Guriel, „datirt nicht erst von heute. Wie Saulus habe ich die Kirche bekämpft und verfolgt, nur mit dem Unterschiede, daß ich gegen meine bessere Überzeugung handelte. Ich will das von mir angerichtete Übel wieder gut machen, ich thue daher den Schritt unwiderruflich. Haben Sie nur keine Furcht.“ Von Chosrowa, wo diese Unterredung stattfand, begab er sich nach Gulpartschin, einem zu seiner Diözese gehörigen Dorfe. Anstatt aber, wie gewöhnlich, zu seinen nestorianischen Verwandten und zur Kirche der Häretiker sich zu begeben, ging er geraden Weges zum katholischen Priester, indem er öffentlich seine bevorstehende Conversion ankündigte. Kurze Zeit nachher kam er nach Urmiah und legte dort öffentlich das katholische Glaubensbekenntniß ab. Nach demselben hatte er kein sehnlicheres Verlangen, als das Sacrament der Buße zu empfangen, um, wie er sagte, sein Gewissen von der Sündenlast zu befreien. Nichts wird den bekehrten Nestorianern so schwer, als die Beichte; sie setzt gleichsam stets das Siegel auf ihre Bekehrung.

Die Feinde der Kirche hatten die Bekehrung des Erzbischofs von Urmiah nicht ohne Zorn gesehen; Alles — Bitten, Versprechungen und Drohungen — wurden jetzt in Bewegung gesetzt, um ihn wieder zu gewinnen; die Nestorianer und Protestanten vereinigten ihre Anstrengungen, allein Alles war vergebens, selbst die Gewalt, die sie anwendeten. Es gelang ihnen nämlich, den Beamten zu gewinnen, welcher von der persischen Regierung mit der Vertretung der Christen und der Rechtsprechung zwischen ihnen betraut ist. Obgleich dieser, von Geburt ein Armenier, unser Freund ist und sogar von uns erzogen wurde, ließ er dennoch den Angesehensten unserer Katholiken von Urmiah unter dem Vorwande, die Conversion des Bischofs betrieben zu haben, verhaften, ihn so grausam durchpeitschen, wie nur je ein Christ in Persien durchgepeitscht wurde, und dann in's Gefängniß werfen. Allerdings tadelte die Regierung dieses Verfahren und ertheilte dem Beamten einen strengen Verweis, aber dem armen Christen wurde keine andere Genugthuung zu Theil. Einige Tage später wurde Msgr. Guriel vor den nämlichen Gerichtshof geladen; man hoffte ihn einzuschüchtern, allein das gelang nicht. Der Neophyt bekannte offen und freimüthig seinen neuen Glauben und seine Ankläger wußten ihm nichts zu erwiedern.

Als dieser Sturm vorüber war, zog sich Msgr. Guriel einige Wochen in unser Haus von Chosrowa zurück, um sich bei dem katholisch-chaldäischen Erzbischof von Salmas, Msgr. Augustin Bar-Schinu, in den katholischen Ceremonien und Riten zu unterrichten. Seit meiner Rückkehr nach Urmiah beobachte ich den Convertiten aufmerksam; Alles aber, was ich von ihm sehe und höre, bestätigt mich in der Ansicht, daß seine Bekehrung aufrichtig ist und sie mit der Gnade Gottes beharrlich bleiben wird.

Gott allein weiß, welche Früchte dieselbe bringen mag; wenn wir auch bloß vom menschlichen Standpunkt aus die Sache beurtheilen, dürfen wir hoffen, daß diese bedeutend sein werden. In Ardischai und der Umgegend hat sich bereits eine Anzahl Familien entschlossen, das Beispiel ihres Bischofs nachzuahmen, und der neubekehrte Prälat gibt sich auch viele Mühe, seine alten Diözesanen zu belehren; da er sehr beredt ist und die Schwächen des Nestorianismus genau kennt, geht er aus allen Wortgefechten mit den Nestorianern stets als Sieger hervor. Was mir am besten an ihm gefällt, ist, daß er freimüthig die Fehler seines vergangenen Lebens eingesteht. Seine Gegner machen sich ein Vergnügen daraus, ihm dieselben vorzuhalten, er aber gesteht sie ein, bereut sie, demüthigt sich und verspricht dafür Buße zu thun. Durch diese Bekehrung scheint uns der Nestorianismus in dieser Gegend den Todesstoß empfangen zu haben, und bald schon hoffen wir mehrere Tausend neuer Katholiken zu zählen. Das Absterben des Nestorianismus in Persien war allerdings nur mehr eine Frage der Zeit, aber mit diesem jungen und kräftigen Bischof hätte er noch eine lange Reihe von Jahren ein Scheinleben führen können. Diese Aussicht hat er jetzt verloren und die Nestorianer sind die ersten, welche die Größe ihres Verlustes anerkennen. Möge der liebe Gott uns die Gnade verleihen, daß unsere Hoffnung nicht getäuscht werde.“

Mexiko.

Man schreibt uns aus Veracruz, Anfang Februar:

„Verschiedene Zeitalter sind schon über die Erde dahingegangen. Die Geschichte spricht von einem Zeitalter der Renaissance, der Reformation, der Revolution; ich denke, unsere Zeit nennt man am besten das Zeitalter des Kulturkampfes. Die Leser Ihrer geschätzten Missionsschrift wissen, daß dieser Kulturkampf nicht bloß in Deutschland und der Schweiz wogt; sie wissen, daß Christenverfolgungen auch noch anderswo als in Tongking, China, Korea, Japan stattfinden. Was soll man dazu sagen? Es scheint mir, daß der oberste Bannerherr der streitenden Kirche auf seine Feldherrn und Soldaten ein besonderes Vertrauen hat, weil er ihnen allenthalben so herrliche Gelegenheiten zur Bethätigung ihres Muthes und ihrer Treue verschafft. Sie haben früher den Kulturkampf in Venezuela und Brasilien besprochen; erlauben Sie mir, Ihnen auch einen kleinen Beitrag zu diesem Kapitel zu liefern. Zu diesen kulturkämpferischen Staaten gesellen sich noch Columbia, Peru, Chile — überall wird im Namen der Freiheit, der Aufklärung und Bildung die Religion angegriffen, die Geistlichkeit — wenn möglich — geknechtet. Doch für dieses Mal möchte ich Ihnen nur Einiges aus Mexiko und von seinem Kulturkampfe mittheilen. Hört man die Liberalen und Freimaurer, so gilt es nur, die „Anmaßungen und Übergriffe der katholischen Kirche“ zurückzuweisen; der Staat ist das arme, unschuldige und friedliebende Kind, das von einem frechen Buben malträtirt wird. Doch wie die Sachen in Wahrheit stehen, mögen Sie aus einzelnen Maßregeln entnehmen, die der mexikanische Congreß getroffen hat. In dem Gesetz über die Ausübung der katholischen Religion wird der Grundsatz der völligen Trennung von Kirche und Staat ausgesprochen; es werden alle Feiertage mit Ausnahme der bürgerlichen unterdrückt und der Sonntag soll nur mehr den Zweck haben, „den Angestellten eine Ruhe von ihren Arbeiten zu gestatten“. Ich will mich hier nicht darüber verbreiten, ob in Mexiko's bisheriger Geschichte und Entwickelung überhaupt irgend etwas vorlag, das eine solche Maßregel der Trennung von Kirche und Staat und die Proklamirung des confessionslosen und gottlosen Staates forderte oder irgendwie als vortheilhaft erscheinen ließ; ob nicht vielmehr durch dieses Vorgehen das unglückliche Land in unheilvollster Weise dem Boden eines gesunden, geschichtlichen Wachsthums entrissen und mit plötzlicher Verrenkung aller gewohnten Verhältnisse von Neuem der Wurzeln und natürlich gegebenen Bedingungen eines gedeihlichen Daseins beraubt werde. Genug, Mexiko hat sich als „gottlosen“ Staat erklärt; in Folge davon wird es den Civilbehörden, Corporationen und Truppenabtheilungen untersagt, den Übungen irgend einer Religion mit offiziellem Charakter beizuwohnen. Das Gesetz geht noch weiter; der an die Spitze gestellte Grundsatz von der Trennung zwischen Kirche und Staat wird alsbald Lügen gestraft; die Maske fällt und sonnenklar tritt es hervor, daß man nicht Trennung, nein, Unterdrückung und Vernichtung der Kirche will. Und dieses Letztere allein ist bei den Grundsätzen des Liberalismus und Freimaurerthums folgerichtig. Daher wird der

Religionsunterricht und die Bethätigung irgend eines Kultus in amtlicher Form in allen Anstalten der Republik und der Gemeinden verboten. Das Gesetz erklärt fernerhin die religiösen Anstalten für unfähig, unbewegliches Eigenthum oder auf solches hypothekarisch angelegte Kapitalien zu erwerben. Heißt das nicht die religiösen Anstalten zum Hungertode verurtheilen? Hat nicht jede Gesellschaft, die das Recht der Existenz hat, eben damit auch das unantastbare Recht des Besitzes? Oder kann denn ohne die Grundlage des Besitzes, ohne Aushilfe materieller Mittel irgend ein Verein etwas leisten? Also einem solchen Verein den dauernden und sicheren Besitz unmöglich machen, heißt einfach ihn zum Tode verurtheilen. Der liberale Mexikaner ärgert sich, wie es einem Vollblutliberalen geziemt, schon blaß und gelb, wenn er nur ein geistliches Kleid sieht. Dieser Kummer muß ihm erspart werden, und so verordnet denn der Congreß weiter, daß es den Geistlichen untersagt sei, außerhalb der Kirche eine besondere Kleidung oder Amtsauszeichnung zu tragen. Wird man bei der Verbannung des geistlichen Kleides stehen bleiben? Glauben Sie das ja nicht! Denn unsere mexikanischen Barbaren haben einen Akt unglaublicher Brutalität ausgeübt. Ein Zusatz zum Gesetz verbannt die an Spitälern, Schulen und Versorgungshäusern so segensreich wirkenden barmherzigen Schwestern aus dem Gebiete der Republik. Wer hätte das für möglich gehalten und namentlich in unserem Lande, wo es so sehr an Hilfe und Unterstützung für die Kranken und an passenden Lehrkräften gebricht? Jeder Kundige weiß und auch die rabiatesten Feinde der früheren spanischen Regierung und der Kirche gestehen zu, daß die Wohlthätigkeitsanstalten in Mexiko seit der Lostrennung von Spanien in ungemeinen Verfall gerathen waren; sie hatten fast ganz in den Händen der Geistlichkeit gelegen; die Revolution vertrieb diese theilweise und beraubte sie; die am reichsten ausgestatteten Anstalten gingen in weltliche Hände über und wurden auf unverzeihliche Weise von diesen ausgeraubt und ausgeplündert. Ein Bild des durch die Revolution geschaffenen Zustandes mag Ihnen eine Äußerung geben, die im Jahre 1830 der damalige Minister des Innern, Don Lucas Alamon, bei Gelegenheit der eben grassirenden Pocken vor dem Congresse that. „In früheren Zeiten," sagte er, „konnte man auf die wohlthätigen Anstalten der Hospital-Orden und auf das sogenannte königliche Hospital in der Hauptstadt zurückgehen. Das Ayuntamiento besaß mehr als hinreichende Fonds für die Krankenpflege und auch diejenigen der einzelnen Gemeinden waren sehr bedeutend; aber das Alles ist verschwunden, der Geist der Reform verschloß der leidenden Menschheit die Zufluchtsstätten, welche die christliche Mildthätigkeit ihr errichtet hatte, die Fonds des königlichen Hospitals erhielten anderweitige Verwendung." Das waren die Umstände, unter denen vor 30 Jahren die barmherzigen Schwestern in Mexiko helfend auftraten. Was sie zuwege brachten, mögen Sie daraus ersehen, daß ihre Zahl sich nach der jüngst veröffentlichten Statistik auf 410 belief, von denen 355 geborene Mexikanerinnen sind. Sie versahen 43 Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, von denen 28 milden Beiträgen Dasein und Fortbestand verdankten. In diesen Stätten der christlichen Barmherzigkeit empfingen durchschnittlich über 21,000 Kranke und Hilfsbedürftige unentgeltliche Pflege und Unterhalt — was haben die Schwestern verbrochen, daß der brutale Staat sie mit roher Faust aus ihrer Heimath fortstößt? was die armen Kranken, die umsonst nach der liebevollen Pflege sich sehnen? Das einzige Verbrechen jener ist, daß sie Ordensleute sind, daß sie aus Liebe zum Heiland sich einem so mühereichen, aber segensvollen Berufe widmen. Öffentliche Dirnen läßt man unbehelligt, gegen die Schandpfützen des Lasters hat man keine Gesetze; hier begreift man recht gut, daß die Tugend der Schwestern gar manchen der hochgestellten Damen, die in Liberalismus und Freimaurerei und anderen unnennbaren Dingen machen, ein Dorn im Auge war. Sie hassen das Licht, weil ihre Werke böse sind. Sie begreifen, daß ich den Schleier nicht weiter lüften will.

Eine nicht minder tiefe Wunde wird durch die Verbannung der Schwestern unserem Unterrichts- und Erziehungswesen geschlagen. Die blühenden Anstalten, welche, vordem durch die Revolution vernichtet, sich siegreich wieder aus ihrer Asche erhoben hatten, erliegen neuerdings den Streichen der Revolution von oben. Hätten die Schwestern sich entschließen können, das Ordensgewand abzulegen, so hätte man ihnen als weltlichen Lehrerinnen noch Frist und Aufenthalt gegönnt. Entschieden wiesen aber die Schwestern jede Zumuthung von sich ab, in die Welt, die sie um Jesu willen verlassen, zurückzukehren. Ihre vornehmen Henker gaben vor, die Anwälte ihrer Freiheit und Rechte zu sein. Wie man bei Ihnen den Klerus von den Bischöfen zu „befreien" sucht, so gab man sich auch hier Mühe, die Schwestern vom Orden zu befreien. Sie wurden einzeln verhört. Man stellte die Fragen: woher dieser Widerstand, handelt Ihr freiwillig, seid Ihr nicht Opfer des Despotismus Eurer Oberen? O der heuchlerisch zärtlichen Sorge! Muthig und freudig erklärten die Schwestern, daß sie nur ihrem Gewissen folgten, daß sie die Gott gegebenen Versprechen heilig und treu erfüllen wollten und daher die Verbannung dem Abfall vorzögen. Erbebten die Gewalthaber vor ihrer eigenen Frevelthat, oder hatten sie solche Standhaftigkeit nicht erwartet? Kurz, es erging der Befehl, die eingeborenen Schwestern dürften ohne Ermächtigung ihrer Familien das Land nicht verlassen. Man hoffte, so wenigstens eine Anzahl Schwestern ihrem Beruf und Kleide untreu zu machen. Vergebens. Die Angehörigen der Schwestern hatten Glauben genug, um sich glücklich zu schätzen, unter den Mitgliedern ihrer Familie „Verfolgte um Christi willen" zu zählen. Die Verbannung beginnt also. Mexiko stößt seine besten Töchter von sich. Die amerikanischen Vereinsstaaten boten ihnen Unterkunft an; ein großer Theil der Schwestern aber folgte dem Zuge ihrer Herzen, nach dem Mutterhause ihres Ordens, nach Paris zu gehen. Sie nahmen von Mexiko ihren Weg nach Veracruz. Der Präsident glaubte, daselbst Vorkehrungen gegen einen etwaigen Aufstand treffen zu müssen. Doch das Revoltiren ist nicht Sache der Katholiken. Der den Schwestern bereitete Empfang von Seiten der Bewohner von Veracruz war die beredteste Verurtheilung der grausamen und ungerechten Maßregel. Ruhig und würdevoll bestiegen die Schwestern die bereit gehaltenen Barken, die sie zum französischen Schiffe brachten; die Segenswünsche der Katholiken folgen ihnen; möchten sie auch in der Ferne des unglücklichen Vaterlandes nicht vergessen und durch ihre Gebete die Zeit der Prüfung über dasselbe abkürzen. Ich will noch bemerken, daß ein Abgesandter des Präsidenten von Veracruz mit den Schwestern das Schiff bestieg. Soll das eine Art Ehrengeleite sein, oder will er über die Identität der Verbannten bei ihrer Ausschiffung in Frankreich etwa einen Akt aufnehmen, damit lieb Vaterland über die wirkliche Entfernung der staatsgefährlichen Schwestern ja ruhig sein kann?

Den Schmerz und die Entrüstung über diese rohe Gewaltmaßregel und die übrigen Gesetze zur Knechtung der Kirche vermag ich Ihnen nicht zu schildern. Ich übersende Ihnen dafür den Wortlaut des Protestes, den eine große Anzahl angesehener Damen diesem nichtsnutzigen Vertreibungsgesetze gegenüber erhoben hat. Sie können an diesem Beispiele die Gesinnungen der hiesigen katholischen Bevölkerung kennen lernen; der Protest findet überall Anklang und lautet:

„Das jüngst veröffentlichte Dekret enthält gegen die Religion, die zu bekennen wir uns rühmen, unsägliche Verhöhnungen; es bildet einen neuen Abschnitt in der gewaltthätigen Verfolgung, die in Mexiko gegen die katholische Kirche wüthet. Eine solche Maßregel erschien selbst bei den Völkern, die in den Finsternissen und im Schatten des Todes sitzen, als eine barbarische und unsinnige; so sehr widerstreitet sie den ersten Grundsätzen und den allereinfachsten Begriffen von Vernunft und Sittlichkeit. Wir finden keine Ausdrücke, die stark und bezeichnend genug wären, um den Abscheu zu schildern, den uns das Erscheinen jenes Dekretes eingeflößt hat und wir bitten Gott aus dem Grunde unseres Herzens um die Unterstützung seiner Gnade, damit wir ohne Zorn an die von jetzt an so traurig berühmten Namen



Ansicht von Veracruz.

der schuldbeladenen Urheber denken können. An diese freilich richten wir unsern Protest nicht; denn an sie haben wir keine Bitte zu stellen. Wie könnten wir hoffen, daß unsere Worte gehört und unsere Thränen gewürdigt würden von denen, die bei den Jammerklagen der Verlassenen, beim Angstruf des Vaterlandes, bei der Stimme des eigenen Gewissens und gegen die Drohungen des Himmels taub geblieben sind? Wir verkennen nicht, was wir von der Sekte, die heutzutage Meriko tyrannisirt und entehrt, zu gewärtigen haben und wir wollen ihr nicht einen neuen Anlaß geben, auf unsere Klagen noch durch Hohn und Unrecht zu antworten. Wir erheben unsere Stimme, weil wir es für unsere Pflicht halten, laut Zeugniß abzulegen von unserem Glauben und von unserer Liebe gegen die heilige, katholische, apostolische und römische Kirche, der wir heute mehr denn jemals als unserer Mutter und unfehlbaren Lehrerin zujubeln. ..... Der glorreiche Gefangene des Vatikans lehrt uns, daß man niemals Ausgleiche eingehen darf, die das Opfer der Rechte des Gewissens sind. Pius herrscht im Volke Gottes, mit ihm wollen wir sein, ihm allein gehorchen. Diese Menschen, die jetzt die Regierung unseres Landes inne haben, sollen es wissen, er ist um so mehr geliebt, je bedrängter er ist. Aber hätten wir auch dieses Beispiel nicht, das die Verzweiflung der Hölle ist, wie könnten wir unsere Augen jenem verschließen, das uns das großmüthige Martyrium der barmherzigen Schwestern darbietet? Der Liberalismus und die Freimaurerei, die ewigen Feinde des Friedens und Wohlstandes von Meriko und noch wilder, als die Barbaren, die unsere Grenzen verwüsten, vertreiben diese heiligen Boten der göttlichen Barmherzigkeit aus ihrem Heimathslande. Jahrhunderte lang haben Tausende von Schiffen die Schätze unseres Bodens nach Europa gebracht; in einigen Tagen wird das überraschte Europa einen neuen Schatz erhalten, der unvergleichlich kostbarer ist als alles Gold und Silber unserer Bergwerke. Wir sahen sie abreisen, die unsere Schwestern sind wegen des gemeinsamen Vaterlandes, unsere Schwestern auf Grund der Liebe, unsere Schwestern auf Grund des Glaubens an den gleichen Gott und Erlöser, und indem sie abreisten, lehrten sie uns die irdischen Interessen um der himmlischen willen verachten, und sollten wir jemals diesen ihren letzten und beredten Unterricht vergessen, so müßten wir uns selbst allen Strafen für verfallen erachten. So fügt sich denn ein neues glorreiches Blatt ein in die schon so glorreiche Geschichte unserer merikanischen Kirche! Wir wollen dieses Blatt lesen und betrachten Tag und Nacht und uns an demselben in unserer Trauer erbauen und trösten. Die Feinde unseres Glaubens sind hier in geringer Anzahl, sie sind unbedeutend und verächtlich, besonders wenn man sie mit den heiligen und muthigen Kirchenfürsten vergleicht, denen Gott die Hut und Predigt seines Wortes anvertraut hat; aber, wären sie auch noch so zahlreich und mächtig, wir fürchten sie nicht und vor ihnen und vor der ganzen Welt erklären wir ohne Zaudern und mit der ganzen Entschiedenheit, deren wir fähig sind, daß wir verdammen und verabscheuen Alles, was unsere ehrwürdigen Hirten verdammen und verabscheuen, und daß wir mit der Gnade Gottes bereit sind, Alles zu opfern für die Vertheidigung unseres Glaubens, für die Ehre unseres Herrn Jesus Christus, dessen Name gelobt und gepriesen sei in Ewigkeit! Meriko, 20. Januar, am Feste des hl. Sebastian." (Folgen eine große Zahl von Unterschriften, die der Blüthe der merikanischen Gesellschaft angehören.)

Wird sich Meriko durch solche Gewaltakte die innere Ruhe und den Wohlstand zurückerobern? Seit der sogen. Unabhängigkeitserklärung (1821) ist unser unglückliches Land in beständiger Revolution; wir hatten fast ebenso viele Regenten, als Jahre, und nebenbei unabläßige Anarchie; wir hatten Hunderte von Revolutionen und Aufständen, zwei verschiedene Kaiserregierungen, ein halbes Dutzend Diktaturen, bald Föderativ-, bald Centralverfassungen, und gegenwärtig meldet man wieder Revolutionen von verschiedenen Punkten des Landes. Bei dieser Mißregierung hat bloß die Verwilderung Fortschritte gemacht und diese tritt auch jetzt zu Tage, wo das Volk seinen angestammten Glauben vertheidigt. Wir wollen die Grausamkeiten nicht vertheidigen, von welchen man sagt, daß sie an einzelnen Orten gegen die Protestanten verübt worden sind; aber darf man sich darüber wundern, wenn man sieht, daß die ungläubige Regierung stets die protestantischen Eindringlinge den katholischen Landesangehörigen vorzieht, den Protestantismus beschützt und auf die katholische Kirche ihre Schläge fallen läßt? Welche schwere Verantwortung ladet der Liberalismus in diesem armen Lande auf sich! Gebe der liebe Gott, daß unser liebes Deutschland die Bitterkeit der Früchte des Liberalismus nicht auch verkosten müsse!"

Zu diesem Briefe unseres Correspondenten wollen wir nur hinzufügen, daß von den vertriebenen Schwestern Anfang März 140 in Paris angekommen sind und im Mutterhause der Vincentinerinnen vorläufig Unterkunft gefunden haben. Ein anderer Theil hatte die Einladung der Vereinigten Staaten angenommen und sich nach Californien gewendet; über den begeisterten Empfang, der diesen Opfern der liberalen Toleranz in St. Francisco zu Theil geworden, berichtet der Baltimorer Volksfreund vom 13. März. In einem gewaltigen Meeting, das in der Unionhalle, dem größten Lokale St. Francisco's, abgehalten wurde und dem außer dem hochw. Erzbischofe und dem katholischen Klerus auch der frühere Senator Casserly, der Ex-Gouverneur Burnett, General Rosecrans, der Stadtvorsteher James Ottis, überhaupt die hervorragendsten Männer der Stadt und des Staates und eine solche Menschenmenge beiwohnten, daß eine große Anzahl keinen Einlaß mehr fand, wurden die 45 angekommenen Schwestern feierlich bewillkommt, indem auf Antrag des früheren Gouverneurs Burnett folgende Beschlüsse angenommen wurden:

„Diese Versammlung bewillkommt auf das Herzlichste die barmherzigen Schwestern, diese Heldinnen und Apostel der Humanität, diese Engel der Liebe in jedem Leiden, sowohl auf den Schlachtfeldern wie in den Pesthäusern, und fühlt sich geehrt, denselben ihre größte Hochachtung und aufrichtigste Verehrung bekunden zu können; wir sympathisiren mit ihnen bei den Leiden und Entbehrungen, welche sie erdulden mußten, indem sie so plötzlich aus ihrem Heimathlande vertrieben, die Scenen ihrer heroischen Opfer im Dienste der Religion und Humanität verlassen mußten; wir verdammen eine solche intolerante Handlungsweise bei jeder Regierung und bedauern, daß die merikanische Republik nicht das Beispiel dieser Vereinigten Staaten Amerika's nachahmt, deren Bevölkerung, obwohl sie verschiedenen Religionsbekenntnissen angehört, doch nie solche Verfolgungsakte erlauben würde, wie wir sie heute hier verdammen."

In den Reden fiel manches scharfe Wort sowohl gegen die Verfolgungswuth der merikanischen Regierung, als gegen die Intoleranz, welche in anderen Staaten gegenwärtig ihre Orgien feiert. Wir führen nur wenige Sätze aus der Rede des Paulisten Elliot aus New-York an:

„Mir," sagte er, „einem geborenen Amerikaner, ist es ganz unbegreiflich, wie so etwas noch im neunzehnten Jahrhundert geschehen kann. Wären diese Schwestern nicht leibhaft und in ihrem Ordenskleide vor mir als der lebendige Beweis, dann würde ich nicht glauben, daß es in unserer Zeit noch Männer gebe, die ein Herz im Busen haben und doch diese Schwestern verfolgen und verbannen können. Es ist geschehen; die Feinde des Christenthums haben solches gewagt. Die barmherzigen Schwestern vertreibt man, den protestantischen Predigern gibt man freien Spielraum. Warum? Der Katholizismus ist der Hauptgegner der Revolution und der Unbotmäßigkeit, und darum soll er gestürzt werden. Diese protestantischen Prediger suchen ihn zu unterwühlen und deßhalb haben sie freien Spielraum. Die barmherzigen Schwestern und andere Ordensleute sind die lebendigen Beweise der Reinheit und Liebe der katholischen Kirche und

darum müssen sie fort. Man will keineswegs den Protestantismus befördern um seinetwillen, sondern nur um die katholische Kirche zu zerstören, damit der Zügellosigkeit und der Sittenlosigkeit, überhaupt der heidnischen Revolution freie Bahn gemacht werde. Aber sie können den Glauben der Mexikaner durch Vertreibung der Schwestern nicht zerstören. Der Baum des Katholizismus hat in jenem Lande zu tiefe und feste Wurzeln gefaßt; er war der erste Baum der Civilisation, der je dort gepflanzt wurde; er war auch Ursache und Grund aller Civilisation, welche das einfache mexikanische Volk besitzt."

Argentinische Republik.

Auch in **Buenos-Ayres** wollen die Liberalen und Freimaurer nicht zurückbleiben. Die Zeitungen bringen soeben Nachrichten, wie man dort den Culturkampf und die von den Liberalen so hoch gepriesene Freiheit und "das gleiche Recht für Alle" versteht. Wir wollen unsere Nachrichten über jene traurigen Ereignisse kurz zusammenfassen, weil unsere Leser das Wesentliche bereits aus den Zeitungen kennen.

Der Erzbischof von Buenos-Ayres, Msgr. Friedrich Anairos, hatte beschlossen, die alte Jesuitenkirche (St. Ignatius), welche längere Zeit als Pfarrkirche gedient hatte, den Jesuiten wieder zurückzugeben. Für die in diese Kirche bisher Eingepfarrten trat hiebei nur die Veränderung ein, daß künftig die Taufen, Eheschließungen und Begräbnisse in der ganz nahe gelegenen Kathedrale — anstatt wie bisher in St. Ignatius — gefeiert werden müßten. Zum Überflusse hatte noch der hochwürdigste Erzbischof die Genehmigung der Regierung zu seiner Verordnung eingeholt, um auch von dieser Seite her den Umtrieben der Liberalen jeden irgendwie gesetzlichen Boden zu entziehen. Trotzdem wurde durch eifrige Agitation ein Protest gegen die Maßregel des Erzbischofes zu Stande gebracht. Am 15. Februar erließ nun dieser ein Hirtenschreiben, in welchem er die vorgebrachten Beschwerden entkräftete und den Entstellungen und Gehässigkeiten gegenüber den einfachen und äußerst harmlosen Thatbestand klarstellte. Allein vergebens! Die Liberalen wollten den langersehnten und endlich gefundenen Vorwand benützen, um ihrem Hasse gegen Religion und Priester einmal die Zügel schießen zu lassen. Unter dem Aushängeschild, "die ultramontanen Anmaßungen des Erzbischofes" zurückzuweisen, übernahm eine Freimaurergesellschaft die Leitung und Inscenirung der beschlossenen Gewaltthätigkeiten. Am 28. Februar wurde im Variedadestheater vom Universitätsclub eine Volksversammlung abgehalten; daß der Pöbel und der Abschaum von Buenos-Ayres zahlreichst dabei erschien, dafür hatte man natürlich Sorge getragen. Nachdem nun hier das "souveräne Volk" durch die aufhetzendsten Reden bearbeitet worden, ertönte plötzlich der Ruf: "Nach dem Platze!" Der ganze Strom wälzte sich voran, an der Spitze eine Musikbande; in der Mitte tauchten plötzlich Schilder und Fahnen mit den schon anderweitig bekannten Inschriften auf: "Nieder mit den Jesuiten!" "Cultusfreiheit!" "Freie Kirche im freien Staate!" Der Menschenknäuel wuchs zusehends, wie es in einer Stadt von 450,000 Einwohnern und an einem Sonntag nicht zu verwundern ist. Die "Wissenden" sorgten schon für zweckdienliche Leitung des Demonstrationsmaterials. Zuerst gab man dem Erzbischofe den "Volkswillen" kund; d. h. vor dem erzbischöflichen Palais wurden die rohesten Schimpfreden losgelassen, man warf die Fenster ein, zertrümmerte und zerschlug alles, dessen man habhaft werden konnte. Dann erscholl ein zweiter Ruf: "Nach San Ignacio!" Die Menge folgte dem Commando. Bei der Kirche angekommen, lieferte die Menge eine Illustration zur hocherhobenen Inschrift in ihrer Mitte: "Cultusfreiheit!" — Sie zertrümmerte in der Kirche Altäre, Stühle und Bänke, welche doch wahrhaftig an der Maßregel des Erzbischofes ganz unschuldig waren.

Von da ging es nach San Francisco. Hier rettete nur die feste Verbarrikadirung der Eingänge die Kirche von der liberalen "Cultusfreiheit". Wieder ließ sich ein Commandoruf hören: "Nach San Salvador!" San Salvador war das Collegium der Jesuiten, in dem nahe an 300 Zöglinge aus den besten Familien des Landes Unterricht und Erziehung genossen. Glücklicher Weise waren diese noch in den Ferien abwesend. Mit Musik, Fahnen und Standarten wälzte sich der wilde Troß heran und stürzte unter fürchterlichem Geheul in das Gebäude. Nun entrollt sich eine Scene der Zerstörungswuth, wie sie eben nur von Liberalen vollführt werden kann. Thüren und Fenster wurden eingeschlagen; alles Hausgeräthe zertrümmert; die anliegende Kapelle, die unter der Leitung zweier deutscher Jesuiten (P. Wolter und P. Savels) für den Gottesdienst der deutschen Katholiken diente, ward entweiht und verwüstet. Unterdessen erhoben sich wilde Rufe: "Legen wir Feuer an!" Man schleppte Möbel, Gemälde, Bilder u. dgl. heran, begoß die Geräthe und Mauern mit Petroleum und in kurzer Zeit stand das herrliche Gebäude in lodernden Flammen. Die Culturthat war geschehen. Das heranrückende Militär und die Löschmannschaften vermochten nicht mehr zu retten. Von dem ungeheuer großen Gebäude stehen nur mehr geschwärzte Mauerstücke und ein Theil der Façade. Während des Tumultes wurden die Patres, die den Wüthenden in die Hände fielen, mißhandelt und schwer verwundet; nach den bisher bekannt gewordenen Briefen scheint jedoch keiner den Streichen des Pöbels erlegen zu sein. Die eigentliche Bevölkerung von Buenos-Ayres blieb den Auftritten fremd, ja mißbilligte sie in entschiedenster Weise. Das bewies der Eifer, mit dem man sich um die "Ehre" stritt, den vertriebenen Patres Schutz und Unterkunft zu gewähren; das zeigt auch ein Telegramm des Ministers des Innern an den Vicegouverneur in Santa Fe vom 2. März, in welchem es heißt: "Die Regierungsmaßregeln (Verhängung des Belagerungszustandes) wurden von dem weitaus größten Theile der Bevölkerung gut aufgenommen. In der Stadt hat ein völliger Umschlag stattgefunden. Die Patres, die Opfer des Angriffes, empfangen fortwährend Besuche von einer Menge von Personen, welche laut gegen die verübten Verbrechen protestiren." Ein Telegramm des P. Salvado an seinen Obern vom nämlichen Tage besagt: "Alle gerettet, unsere (sechs) Verwundeten befinden sich besser; wir sind entschlossen, das Colleg wieder aufzubauen und warten nur auf Ihre Erlaubniß. Wir denken daran, für unsere auswärtigen Schüler die Klassen ohne Verzug wieder anzufangen."

Wir möchten die Aufmerksamkeit der Leser nur auf die vorgetragenen Inschriften: "Cultusfreiheit", "freie Kirche im freien Staate" und deren durch die Thatsachen gegebene Erklärung hinlenken.

Miscellen.

Zur protestantischen Missionsgeschichte. „Alle ägyptischen Ungeheuer haben ihre Tempel in Rom", heißt es in einer französischen Tragödie. An diese Worte wird man erinnert, wenn man den Eifer sieht, womit heute wieder jede Sekte und jedes Sektlein sich ihren Tempel in Rom zu gewinnen suchen, als sei mit solchem Fußfassen auf dem Mutterboden des Katholizismus ein besonderer Triumph erreicht, eine Siegesfahne aufgepflanzt. Die Freimaurer haben eben feierlich ihren „Tempel" eröffnet; die Methodisten sind eifrig bestrebt, den ihrigen zu vollenden; die Waldenser bilden längst eine constituirte Gemeinde mit einer Kapelle, und jetzt wird eine Pilgerschaar von 80 Engländern angekündigt, die kommen, um als Deputirte baptistischer Gemeinden der Einweihung einer baptistischen Kirche an der Piazza von San Lorenzo beizuwohnen! Die Anglikaner haben ihre Kirche längst vor der Porta del Popolo; in einer der neuen Straßen auf dem Viminal wird eifrig an einer ziemlich geschmacklos im gothischen Style aufgebauten kleinen Kirche, für weiß der Himmel welch' wunderliche Sekte, geschafft und gezimmert — und bei all' dem begreift man weder die Nothwendigkeit solcher Stiftungen von **Gemeinden ohne Gemeindeglieder**, noch die Zweckmäßigkeit, dem katholischen Rom auf diese Weise **die grenzenlose Zersplitterung** des Protestantismus zu exemplificiren." — So schreibt nicht die Germania oder ein anderes ultramontanes Blatt, sondern die Augsburger Allgemeine (Beilage vom 24. März 1875, S. 1292). Gemeinden ohne Gemeindeglieder und Beweise für die grenzenlose Zersplitterung des Protestantismus — das sind die Früchte der protestantischen Mission in Rom und anderwärts; dafür geben die gutmüthigen, von ihren Predigern aufs Schmählichste belogenen amerikanischen und englischen Protestanten ihre Dollars und Schillings.

Zur Erwägung. Letztes Jahr hat die Generalversammlung der Presbyterianer in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, die in St. Louis tagte, in Betreff des zu weckenden Interesses an den auswärtigen Missionen folgenden Beschluß gefaßt: Die Vorsteher unserer Vereinigungen und Sonntagsschulen sollen bemüht sein, in den Familien und in den Schulen fortwährend die Kinder auf das große Unternehmen der auswärtigen Missionen hinzuweisen, damit so das Gefühl der Theilnahme an denselben und der Verantwortlichkeit für deren Bestand in ihnen Wurzel schlage und mit dem Alter zunehme; die Gnade der Selbstverläugnung und die Gewohnheit, Beiträge zu spenden, soll einen stehenden Theil ihrer Erziehung ausmachen, und der Zweck ihres Lebens soll eins werden mit dem Zwecke Gottes zur Rettung der Welt und sie sollen vom ersten Aufleuchten der Vernunft an mit dem Gedanken vertraut gemacht werden, daß sie sich am Werke Jesu Christi persönlich zu betheiligen haben. Der zu New-York veröffentlichte Bericht über die presbyterianische Kirche gibt die Zahl der „Communicants" auf 495,634 an; die Summe der im Jahre 1874 eingelaufenen Beiträge (Contributions) für die verschiedenen kirchlichen Zwecke, für einheimische und auswärtige Missionen, für Erziehung, für Presse, für Kirchenbau u. s. f. beziffert sich im Jahre 1873 auf 9,622,030 Dollars; letztes Jahr ist sie der Geldkrise wegen etwas geringer ausgefallen; beträgt aber immer noch die für die Mitgliederzahl beträchtliche Höhe von 9,120,792 Dollars. Im Jahre 1872 überstiegen die angestellten Sammlungen sogar die Summe von 10 Mill. Für das nächste Jahr setzte die Generalversammlung 600,000 Dollars fest, die aus den gewöhnlichen Sammlungen der auswärtigen Missionen der Presbyterianer zufließen sollen. Diese Geldmittel werden zum größten Theil durch die gut eingerichtete Kirchenkollekte beschafft. Die Generalversammlung läßt sich's daher angelegen sein, die Pflicht der thätigen Beisteuer wiederholt eindringlich den Gemeindegliedern ans Herz zu legen und als eine „schriftgemäße" einzuschärfen. Auch die übrigen Denominationen erweisen sich ziemlich zahlkräftig. Die Episkopal-Kirche weist aus 34 Diözesen und 7 Missionsdistrikten eine Kollekte von 6,852,000 Dollars auf, während die Zahl der Communicants nur auf 274,000 angegeben wird. Das Jahrbuch der Baptisten führt als benevolent Contributions über 4 Millionen Dollars auf. Schade, daß all' diese Summen im Dienste des Sektengeistes stehen — aber beschämen sie nicht manche Katholiken?

Für Missionszwecke.

		Mark.
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:		
Von Fr. Schott in Lorch		6 —
Von Ungenannt aus Aachen		30 —
Aus A. v. Pr. J. Sch. durch Herder & Cie. in München	Thlr. 7.	21 —
Aus Düren. Um die Gnade einer würdigen Erstcommunion	Thlr. 8.	24 —
Aus Rüdesheim		42 —
Aus der Diöcese Hildesheim von einer Ungenannten		300 —
Von S. zu S. in W.	Thlr. 1.	3 —
„Laßt die Kleinen zu mir kommen"	ö. W. fl. 2.	3.43
Durch Vikar Kist in Grafenhausen	fl. 20.	34.28
Von den Schulkindern der Gemeinde St. Baptist zu Jefferson durch B. Herder in St. Louis	Doll. 14.	54.57
Von Dechant Stadlmair in Mayen		37.50
Von J. P. in Langwege		12 —
Für den Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongkin:		
Von A. Sp. in Breslau		3 —
Aus Neuß		18 —
Aus E. von Pf. H.		30 —
Von Pfarrer Beyer		30 —
Von N. N. zu Altenessen		9 —
Von Frau Inspektorin Weeg in Carna[illegible]		3 —
Von Rev. Locher in Mount Sterling durch B. Herder in St. Louis	Doll. 6.	23.14
Für den Franz-Xaverius-Verein:		
Von P. Ache in Lemberg		68.57
Von S. zu S. in W.	Thlr. 5.	15 —
Für den Wiederaufbau der St. Josephs-Kirche in Hongkong:		
Von M. E. D.	ö. W. fl. 5.	8.57
Für den Bau der Kirche in Allady:		
Von M. E. D.	ö. W. fl. 5.	8.57
Für die armen Parias:		
Von M. E. D.	ö. W. fl. 5.	8.57
Für verschiedene Zwecke:		
Von Curator Krasnicki in Koniuszki	ö. W. fl. 3.25.	5.63
Vom Wechsel in Steiermark	ö. W. fl. 10.	17.14
Aus dem schlesischen Isergebirge		60 —
Immelstetten von einer Wittwe	fl. 20.	34.28
L. P., St. Joseph. patrone totius ecclesiae, ora pro nobis		3 —
Aus Salzburg	ö. W. fl. 20.	34.28
Von K. A. B. H.		8 —
Von Fräulein M. W. in Aschaffenburg dem hl. Herzen Jesu zu Ehren	fl. 20.	34.28
Von P. C. in B.	ö. W. fl. 10.80.	19.87
Aus Neuß	Thlr. 10.	30 —
Durch Vikar Balkenhol in Bochum		45 —
Von J. N. in Diedenhofen		20 —
Aus Düren für das Waisenhaus des Dom Belloni		100 —
Aus Brüssel für die deutsche Mission in Süd-Brasilien von einem Dienstmädchen		4 —

P. Bonifaz Köhme O. Min., apostolischer Missionär zu Botuschau in der Moldau, bittet uns in seinem Namen an dieser Stelle zu quittiren über Thlr. 88 (M. 264), die er von einem Missionsfreund für seine Station empfing.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.